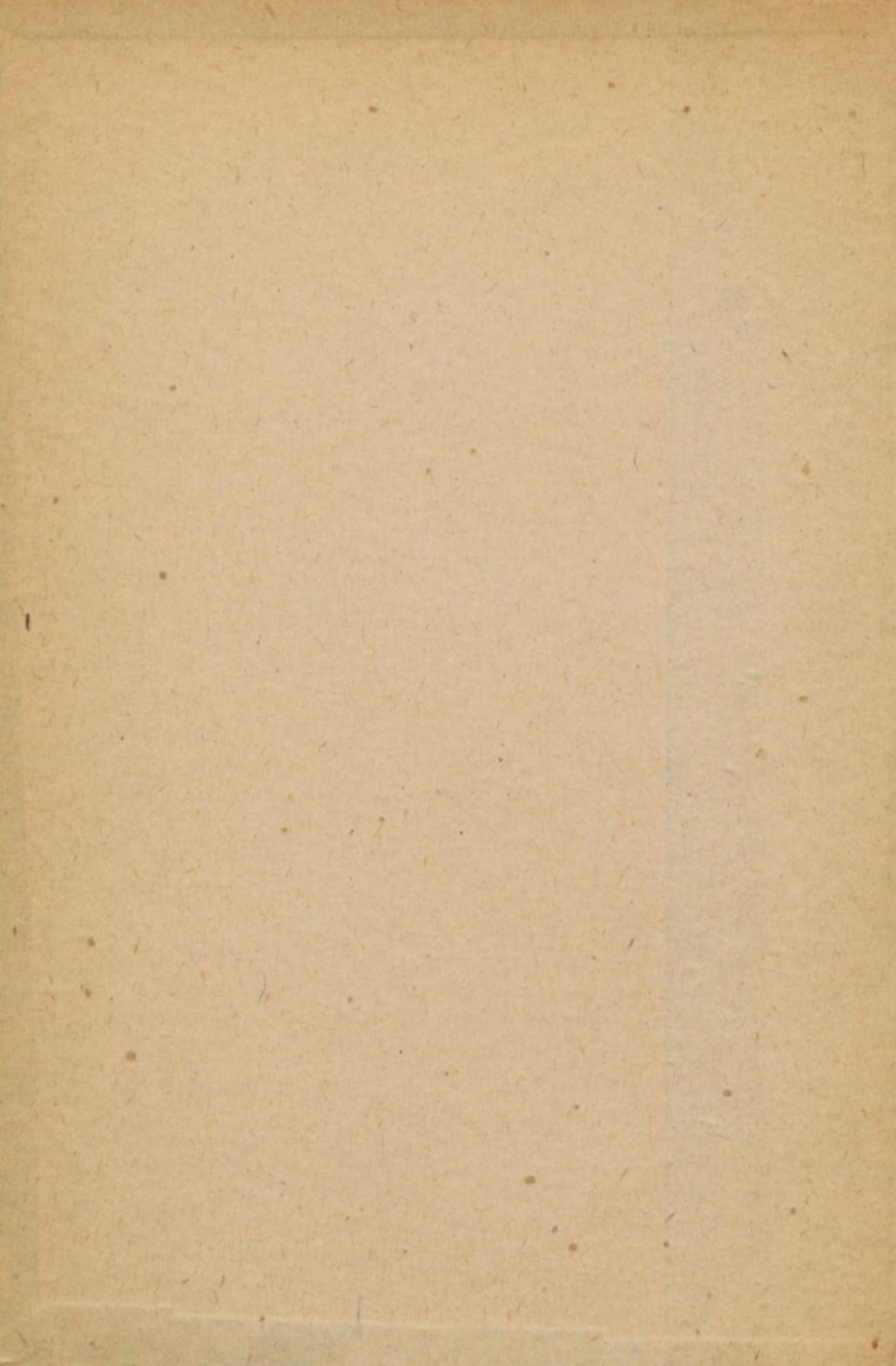
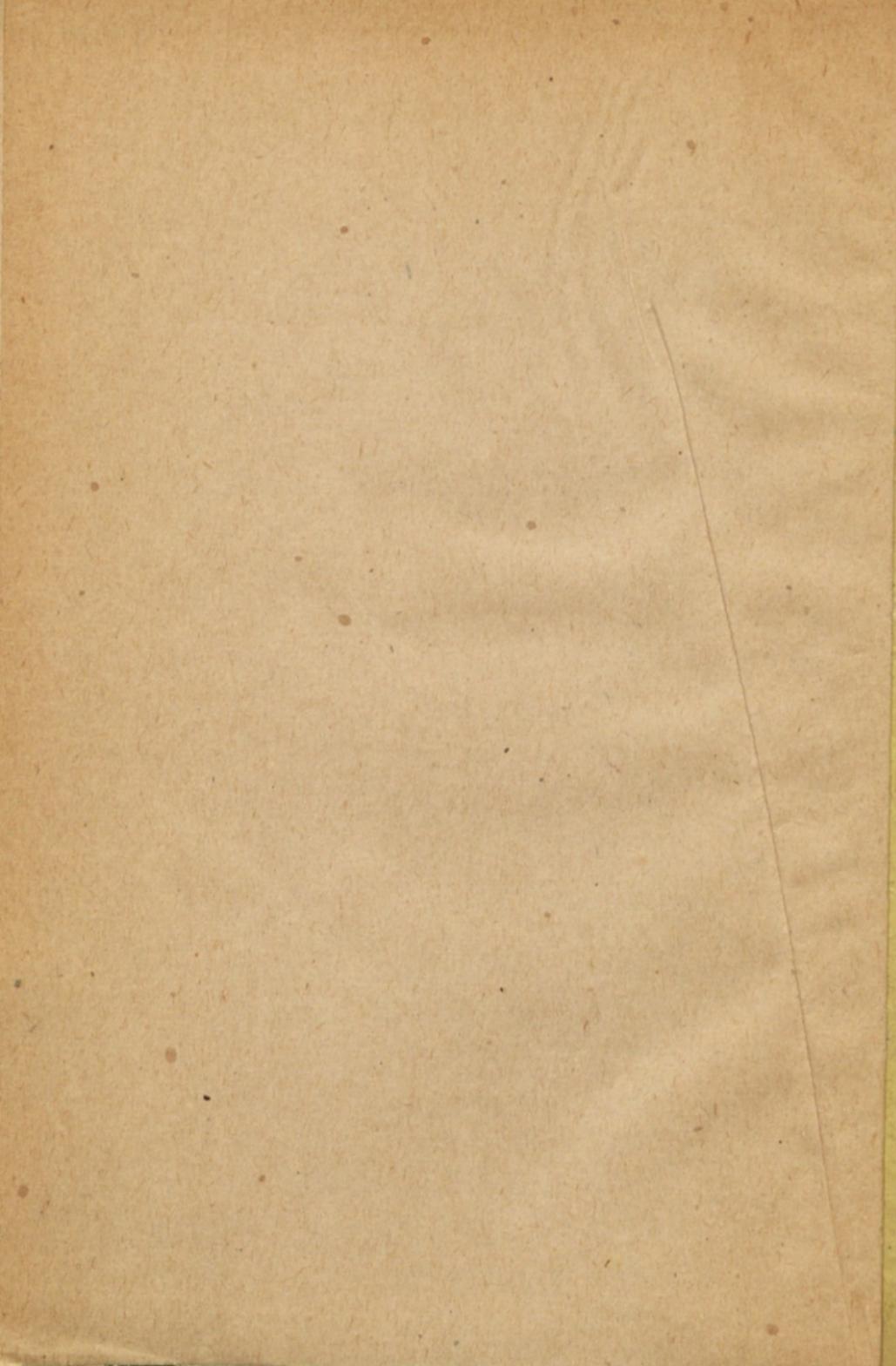


SLOVANSKA KNJIŽNICA
LJUBLJANA

B1980







Die Frauen

in der

Sage und Geschichte Krain's.

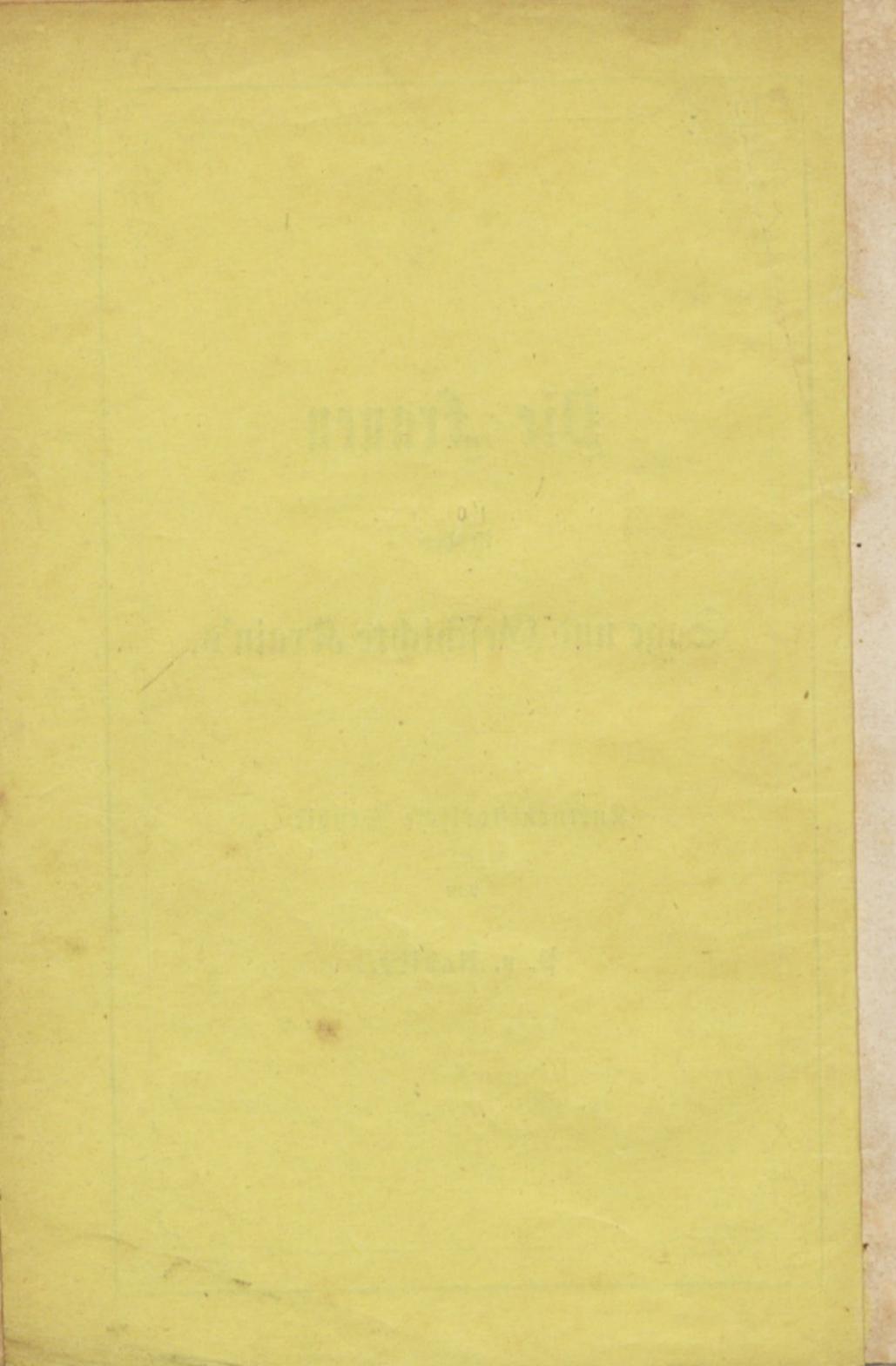
Kulturhistorische Studie

von

P. v. Radics.

Dem um Krain's Geschichte viel-
verdienten emerit. Rufos des
hiesigen Vereines Herrn A. Jellouschek
als Beweis der Freundschaft

Der Verfasser



Die Frauen

in der

Sage und Geschichte Krain's.

Kulturhistorische Studie

von

P. v. Radics.

„Die Frau ist die nährende und
wärmende Flamme der Geschichte.“

R. Weinhold.

(Separat-Abdruck aus den „Blättern aus Krain.“)

Laibach 1862.

Druck von Jg. v. Kleinmayr & F. Bamberg.

B 1980



V 13. XII. 1955 / 1915

Marie

gewidmet.

Die Stellung der Frau ist in der Geschichte der Gradmesser für die Kulturentwicklung der Völker, und es ist schon oft hervorgehoben worden, wie durch das Christenthum das Weib aus der Sklaverei des Alterthums und des Orients befreit und in die Rechte eines menschlichen Wesens eingesetzt wurde.

Diesen wunderthätigen Einfluß auf die Menschheit übte aber das Christenthum kraft der göttlichen Vorsehung vorzüglich in den Germanen und durch dieselben in den mit ihnen im Laufe der Zeiten in Berührung gekommenen Völkern.

Solchen Einflusses wurden in angedeuteter Weise aber auch einzelne Zweige der großen slavischen Völkerfamilie theilhaftig, darunter auch der, welchen wir darstellen — das slovenische Volk!

Meine Absicht ist es nun, die Stellung der Frauen in der Sage und Geschichte Krains zu charakterisiren und zugleich, von der Wahrheit der Worte meines trefflichen Lehrers zu überzeugen, die ich als besten Hauspruch diesen Zeilen vorangestellt habe.

Ich theile meinen Stoff in drei Gruppen, worin ich zuerst in einer historischen Ueberschau im Allgemeinen den Einfluß der Frauen Krains auf die Kulturentwicklung unseres Volkes, dann die Bedeutung einzelner hoher Frauen für dasselbe, und schließlich einige dem Lande durch Geburt oder Heirat angehörige Frauen, die sich in der Geschichte unserer Heimat einen ehrenvollen Platz erworben haben, schildern will.

Keineswegs verhehle ich mir die Schwierigkeit des Unternehmens, da bei der noch herrschenden Unbekanntschaft mit den Quellen unserer Landesgeschichte viele Details zu meinen Genrestücken mangeln werden; doch ich hoffe, auch in leichten Crayonzügen werden die Bildchen anziehend wirken durch ihre Neuheit und durch das Interessante des Gegenstandes, sowie ich, den Griffel zur Hand nehmend, ein gut Stück auf die Hilfe jener Anregung vertraue, die mich den Gedanken zu dieser Arbeit fassen ließ!

Historische Ueberschau.

(Sagen: Rojenice — Wilen. Geschichte: Römerzeit — Anfänge des Christenthums — Neue slavische Ansiedlung, dadurch Rückkehr zum Heidenthum — Bekehrung der Heiden-slaven durch die Franken — Kolonisation durch eingewanderte Deutsche — Wachsender Einfluß des Deuththums in Krain — Tourtiere — Kreuzzüge — Marienverehrung — Stand der Klöster und ihr Wirken — Krain wird österreichisch — Türkenkriege — Bauernkriege — Reformation — Gegenreformation — Aberglaube — Herrenwirthschaft — Einfluß französischer Sitten — Maria Theresia's Wirken für die Volksschule — Französische Zwischenherrschaft in Krain — Krain wird wieder österreichisch — Professor Richter, Kofeski und Presern — Die W. E. Ursulinerinnen — Bildungsstufe unserer heutigen Frauenwelt — Darauf gegründete Hoffnungen für die Zukunft unseres Volkes!)

In jener grauen Vorzeit, wo der mächtige Vergriese Triglav (Dreihaupt) und die „hellscheinende“ und „breit sich ergießende Save“ göttliche Verehrung genossen, da kannte und verehrte man in unserem Lande auch manch' andere Gottheiten; so außer den männlichen: Radogost (Sonnengott), Koleda (Gott der Festtage), Provo (Gott der Gerechtigkeit), und vielen anderen auch die weiblichen: Die Göttin des Lebens Schiwa, die Erdgöttinnen Noreja, Emona und Adsalluta, die Baba, Celeja und manche andere niederen Ranges. In dieser Zeit wurzelt auch der noch heutzutage in slovenischen Landen herrschende Glaube an die Schicksalsgöttinnen Rojenice, denen man — wie in Deutschland den Nornen — einen hohen Einfluß auf das Schicksal neugeborener Kinder, sowie auf das Gedeihen der Feldfrüchte zuschreibt, an die den Wunschweibern der Deutschen ähnlichen Želik žene, an die „weißen Frauen“ (bele žene) und an die der serbischen Mythe ureigenen Wilen, die man den deutschen Elbinen an die Seite stellen mag.

Die Mythologie der indogermanischen Völker kennt die Göttin Erde als die Allmutter, als den Urgrund alles Lebens und in gleicher Weise erkennt sie der slavische Mythos.

So wurde denn in jener angedeuteten frühen Zeit, von der uns so wenig sichere Kunde erhalten ist, auch in unserem Lande von den Bewohnern die finstere unterirdische Erdgöttin als Noreja, die den Bergbewohnern Segen spendende Bergmutter, die tellurische Produktionskraft der Berge als Adsalluta, die das Gedeihen der Pflanzen und Gewächse fördernde Erd- und zugleich Mondgöttin als Emona verkörpert, dazu verehrten sie noch die Baba als große Nährerin, die Urmütterlichkeit in der Natur, die Celeja als Göttin der Gesundheit u. s. f.

Es ist hier nicht der Ort, den Untersuchungen nachzugehen, die, durch die Sprachvergleichung angestellt, diese Resultate über die heidnische Religion der alten Bewohner Krains ergaben. Ausführlicher wollen wir aber die anderen noch erhaltenen Momente und besonders die sogenannten Rojenice betrachten.

Das Wort kommt von roditi (slov. gebären) rojen der Geborene, rojena und das Diminutivum rojenica die Geborene, oder in übertragener Bedeutung ein mit dem Geborenen in Verbindung gebrachtes weibliches Wesen.

Der weit verbreitete Glaube in Betreff der Rojenice ist der, daß sie bei der Geburt des Kindes zur Nachtzeit aus ihren Höhlen (so z. B. aus der Rojenica-Höhle, jama Rojenic, in Innerkrain) vor das Fenster oder in die Stube der Wöchnerin kommen, und dem Neugeborenen das Schicksal verkünden. Bisweilen — sagt man — nehmen sie hiebei Gestalten von bekannten Personen an, kommen in die Stube, setzen sich um den großen Tisch, berathschlagen und jede von den Dreien spricht in wenig Worten einen Theil der Lebensschicksale des jungen Erdenbewohners aus.

Als Beispiel wollen wir ein Paar, im Jahrgange 1857 der „Novice“ veröffentlichte, und von Dr. Klun in deutscher Uebersetzung im Grazer Aufmerkamen desselben Jahres zum Theil wiedergebrachte Rojenica-Sagen hier anführen, zugleich aber noch zwei, von Klun nicht mitgetheilte, die uns jedoch vom größten Interesse erscheinen, aus dem slovenischen Original des genannten Blattes übertragen. Zuerst die von Dr. Klun mitgetheilten.

1. Einem reichen Bauer wurde ein langersehntes Knäblein geboren. Die Freude darüber war allgemein im Hause.

Da erschienen die Rojenice und verkündeten zu großem Leidwesen der Eltern das Schicksal des Neugeborenen. „Troph-Loeket nicht zu sehr — sagte die Eine — über die Geburt dieses Kindes. Denn sein Ende wird ein trauriges sein; es wird noch in seiner Jugend im Wasser zu Grunde gehen und euch großes Herzleid verursachen.“ Nachdem dieses gesprochen war, verschwanden die Rojenice ohne eine Spur zurückzulassen.

Die Eltern hatten nun keine Freude an dem Kinde mehr. Eines Tages fragte sie nun der Knabe: woher kommt es wohl, daß andere Eltern so viel Freude an ihren Kindern haben, ihr aber habet jedesmal Thränen in den Augen, so oft ihr mich ansehet? Die Eltern wollten anfänglich dem Knaben die Ursache nicht sagen, als er aber wiederholt seine bittenden Fragen an sie stellte, offenbarten sie ihm die Prophezeiung der Rojenice, welche ihm sehr zu Herzen ging. Der Knabe theilte diese Prophezeiung seinem Weichtvater mit, und dieser ertheilte ihm den Rath: „So oft Du Morgens, Mittags und Abends das Aveglöcklein läuten hörst, knie sogleich nieder, wo Du auch immer siehest und bete den englischen Gruß.“

Eines Abends sollte der Junge einen Sack Getreide in die Mühle tragen. Bei dem Steg, der sich über den angeschwollenen Bach spannte, angekommen, hörte er das Aveglöcklein erklingen. Treu gehorsam dem auferlegten Gebote kniet er nieder, und verrichtet seine Andacht. Er hatte das Gebet noch nicht vollendet, als das brausende Wasser den Steg fortriß, daß dieser krachend und donnernd in die Bluthen stürzte. Aus den schäumenden Wogen aber ließ sich eine furchtbare Stimme vernehmen: „Zeit und Stunde ist gekommen — der Mensch ist aber nicht hier!“

2. Die Eltern des h. Mathias weinten jedesmal, so oft sie dem Knaben Brot vorschnitten. Dem Knaben schien dieß gar sonderbar, und oft fragte er seine Mutter nach der Ursache. Endlich gab die Mutter den Bitten nach und sagte: „Ach warum sollte ich nicht weinen, da Du eines Tages mir und dem Vater den Kopf abhauen wirst. Als Du noch in der Wiege lagest, traten einmal die Rojenice zu Dir heran und riefen: „Mathias, Mathias, Du wirst ein heiliger Mann, aber dennoch wirst Du dem Vater und

der Mutter den Kopf abhauen!“ — Diese Erzählung schnitt dem Knaben tief ins Herz hinein, denn er liebte unendlich seine Eltern. Da macht er sich des Nachts auf, entflieht aus dem älterlichen Hause, geht Tag und Nacht vorwärts durch unbekannte Gegenden, bis er ins „neunte Land“ *) kommt. Im neunten Lande läßt er sich heimisch nieder, und denkt: Vater und Mutter werden gewiß nicht erfahren, wo ich bin und ich werde ihnen die Köpfe nicht abhauen. Dort verheiratete er sich und führte ein gottseliges Leben. Einmal befand er sich in Geschäften auf der Reise. Da begegnet ihm ein Weib, welches ihm zuruft; „Matthias, Matthias, Du verweilst hier, daheim befindet sich aber ein anderer bei Deiner Frau!“ Er sieht das Weib mürrisch an und sagt: „Was Weiber reden, ist häufig gelogen.“ Bald darauf begegnet ihm ein Jüngling, der ihm daselbe zuruft; er sieht ihn mürrisch an und gibt dieselbe Antwort, wie früher. Nun begegnet ihm aber ein alter Mann, der ihn desgleichen anredet. Er sieht den Alten an und sagt: „Was Greise gesprochen, ist ehemals wahr gewesen.“ Er kehrt nun heim und begibt sich eiligst in die Schlafkammer, wo sein und seiner Frau Betten stehen. Da reißt ihn sein Zorn fort, er haut mit der Art den beiden in den Betten liegenden die Köpfe ab und geht aus der Schlafkammer hinaus. Da eilt ihm seine Gattin freudig entgegen und ruft: „O Matthias, ich verkünde die frohe Botschaft, wir haben liebe Gäste auf Besuch — Dein Vater und Deine Mutter sind zu uns gekommen — sie ruhen nur ein wenig von den Anstrengungen der Reise in unserer Schlafkammer aus. Das bricht dem Armen das Herz und die Verzweiflung preßt ihm nur den Schmerzensschrei aus: „O Rojenice, o Rojenice!“

Wir finden in diesen beiden Stücken die Sage einerseits sehr mit christlicher Anschauung, nämlich mit der Idee, daß im Anschlusse an das Christenthum Schutz und Heil gegen die harten Schicksalsprüche des Heidenthums zu

*) Die Neunzahl, die den Slaven, gleich den Scandinaviern, und Orientalen heilig ist, bezeichnet im Liede des Südslaven die größte denkbare Zahl; es kennt dieses nicht mehr als neun Länder, daher die Ausdrücke: ins neunte Land klingen, ins neunte Land reisen u. s. f. — A. Grün, Volkslieder aus Krain, p. 153. Anm. 7.

finden sei, durchflochten, anderseits den Glauben an die Rojenice geradezu in die christliche Legende vom h. Mathias hineingetragen.

Weit ursprünglicher und zugleich durch ihre Uebereinstimmung sehr interessant erscheinen die nun folgenden, wovon 1. aus Krain, 2. aus Steiermark (Gegend Rohitsch) herstammt.

1. In einem Hause diente ein Knecht, der bereits in den Jahren vorgerückt war. Da ereignete sich der Fall, daß die Frau des Hauses ein Töchterlein bekam. Die Rojenice kamen unter das Fenster und verkündeten, daß dieses Kind einst die Frau des Knechtes werden solle. Der Knecht hörte dies und dachte bei sich: Wie könnte das wohl geschehen, da ich schon so alt bin, das Kind aber erst geboren ist? — und prägte seinem Gedächtnisse ein, was die Rojenice gesprochen hatten. Als er einst das Kind wartete, stieß er demselben eine Stecknadel in den weichen Kopf, um später leichter zu erkennen, ob die Rojenice wahr gesprochen, ob nicht. Nach Verlauf einer Zeit ging er vom Hause weg in die weite Welt und lange hörte man nichts von ihm. Nach vielen Jahren verehelichte er sich, und erhielt, ohne es zu wissen, gerade das (ihm durch die Rojenice vorausgesagte) Mädchen zur Frau. Da ereignete es sich, daß er ein Mal ihr Haupt näher betrachtete und da fand er seine Stecknadel. So wußte er, daß die Rojenice Recht hatten. Die Nadel aber, die in das Haupt ganz und gar eingewachsen war, nahm er nun heraus, wodurch im Haupte ein Loch entstand, welches der Frau bald den Tod brachte.

2. Im Berge Voč bei Rohitsch werden Höhlen bezeichnet, wo die Rojenice einst gewohnt. „Es war — wird erzählt — in der Nähe ein armer Holzhauer, der recht gut mit seinem Weibe lebte. Eines Abends kam aus Stermol ein junger Gutsbesitzer, der beim Holzhauer sein Nachtquartier nahm. Um Mitternacht gebar das Weib des Holzhauers ein Mädchen. Die Rojenice kamen unter das Fenster, an welchem der junge Herr, Raizinger mit Namen, auf der Bank lag. Die Rojenice begannen ihre Besprechung, das Ergebnis war: das Mädchen werde des Raizingers Gattin werden.

Dem jungen Gutsheerrn ging das nicht aus dem Sinn, und alsbald beschloß er, das Mädchen zu tödten. Am Mor-

gen sah er sich das neugeborene Mägdelein an und hat den Holzhauer, ihm dasselbe zu überlassen, wocin der arme Mann gerne willigte. Der Herr wickelte das Kindlein in ein seidenes Tuch und ging damit von dannen. Als er aber damit zum ersten ausgehöhlten Baume kam, nahm er eine Stecknadel (von Fischgräte) und trieb dieselbe dem Kinde, das er allein ließ, in den Kopf und ging ganz erfreut von dannen. Bald darauf kam der Knecht eines reichen Bauers, um Billiche zu fangen. Dieser findet nun das in das schöne Tuch eingewickelte Kind und trägt es nach Hause. Sein Herr nahm, da er kein eigenes Kind hatte, das gesunde als sein eigen an, da er meinte, es müsse vornehmen Leuten angehört haben. Als das Mädchen herangewachsen war, kam der Gutsherr von Stermol auf die Jagd und sah dasselbe. Sie sehen, sich in sie verlieben, den Nährvater um ihre Hand ansprechen, sie heiraten, geschah in Einem.

Es verlief ein Jahr seit der Verheiratung, als ihm der Alte sagte, daß das Kind nicht sein eigen gewesen, daß er es gefunden. Er zeigte ihm auch das seidene Tuch. Als der Gutsherr das Tuch sah, so erkannte er, daß seine Frau das Mädchen sei, das er vor 20 Jahren hatte unbringen wollen. Weil sie aber so gut mit einander lebten, so machte er davon nie eine Erwähnung. Eines Morgens sagte sie aber: Was breunt mich so am Haupte?! Es sah der Gutsherr nach und fand eine Nadel in ihrem Kopfe, als er sie ihr aber heraus zog, fiel sie um und hauchte ihre Seele aus.“ —

Als eine andere Seite der Thätigkeit, die der Glaube den Rojenice zuschreibt, haben wir oben ihren Einfluß auf das Gedeihen der Feldfrüchte genannt.

Es ist in allen Theilen von Krain die Meinung verbreitet, daß die „Schicksalsgöttinnen“ dem Bauer beim Aekern und Säen bald ermunternde, bald abmahrende Worte zuzurufen, in letzterem Falle z. B.: „Bäuerlein laß, laß das Säen sein — trink ein Bläschen Wein“; in ersterem: „Bäuerlein — sä' nur sein, — sä' nur sein“ — und folgte der Landmann diesem Rufe, so ward der Gehorsam des fleißigen Mannes immer noch durch reichliche Ernte gelohnt.

Ihrem Ausspruche, in dieser Richtung ihres Wesens, Folge leisten, wird von ihnen als nothwendige Bedingung einer reichen Ernte gefordert, wie man sie auch in dieser Be-

ziehung in allem vollends muß gewähren lassen. So erzählt man von ihnen: In der Nähe eines Bauers wohnten drei Rojenice. Es ereignete sich, daß ihnen Nahrung fehlte. So gingen sie auf den Acker des Bauers, den Weizen auszuraufen. Als der Bauer sie ersah, so rief er ihnen zu, zu ihm essen zu kommen. Sie aber flohen. Der Bauer war gutherzig und ließ ihnen das Essen aufs Feld tragen. Sie gaben keine Antwort, sondern arbeiteten, nachdem sie gegessen, rüstig fort und zwar so lange bis sie allen Weizen ausgerauft, das Kraut ließen sie aber stehen. Doch zur Erntezeit war auf dem Felde so schöner, voller Weizen, daß man im ganzen Umkreise keinen solchen hatte!

Fassen wir das über die Rojenice Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich als Schlusssatz für beide Seiten ihres Wesens: Unterordnung des Menschen unter ihr Gebot, welches Unterordnen in dem ersten Falle einen fatalistischen Anstrich hat und zum Neblen aus schlägt, während es im andern Segen bringt.

Während wir den Glauben an die Rojenice, wie bemerkt, in allen Theilen des Landes antreffen, so beschränkt sich der an die Wila auf die Gegenden von Unterkrain, welche von den „weißen Krainern“ bewohnt werden, und ist der Verührung mit den Kroaten zuzuschreiben. Die jung-slovenischen Dichter haben die Wila als Muse adoptirt und ihre Ergüsse unter den Schutz „dieses den Gesang und Reigen liebenden Wesens“ gestellt. Eine ältere Dichterschule Krains, deren Führer der bekannte Pater Markus (Vochlin) war, hatte als solche die „modrica“ (Weisheitsgöttin) erkannt. Vielleicht nicht ohne Berechtigung, denn die ascetische Sekte der Yogis in Indien, die sich auf künstliche Weise in einen längeren oder kürzeren Winterschlaf versetzen, nennt in der vierten Stufe der einen zu dem Ende angewendeten Methode den Zustand mudra und behauptet, in diesem Zustande, unempfindlich gegen Kälte und Hitze Schmerz und Lust, ein Dichter, Prophet und Hellscher zu werden. *)

Charakteristisch ist die Verwechslung der Wila mit der Rojenica in Krain; so werden Sagen von der letzteren erzählt, in denen man die Züge der ersteren erblickt. Zum

*) Vergleiche „öfterr. Zeitung“ 1861. Nr. 308.

Beweis: 1. Ein Jüngling streifte mit seinem Geschosse auf zackigen Felsen und in dichtem Walde nach Gemsen und Hirschen. Einst erblickte er eine weiße Hündin und in raschem Laufe folgte er ihr nach. Plötzlich aber ertönt der liebliche Gesang der Rojenica, er wird davon bezaubert und denkt nicht mehr an die Hündin. 2. Ein junger, schöner Hirt schlief auf der Alpe. Die Rojenica schwebt auf ihn herab und küßt ihn mit heißem Verlangen. Als er erwachte, empfand er in seinem Herzen ein unendliches Hochgefühl und eine unbeschreibliche Süße auf seinen Lippen. Der Hauch der Rojenica hatte ihm zudem einen solchen Liebreiz verliehen, daß man ihn in einen tiefen Thurm einsperren mußte, denn alle Mädchen wären aus Liebe wahnsinnig geworden. Allein die Rojenica errettete ihn aus dem Gefängnisse — er verschwand und wurde nie mehr gesehen!

In dem Glauben an die Wila ist ein hervorragender Zug auch der, „daß sie auf die Menschen tödtlich verwundende Pfeile herabschießen“; doch kennt das serbische Heldenlied und die slovenische Sage auch den Fall, daß die Wila in einem Wettgesange besiegt wird, sich zwar für ihre Niederlage an dem Sänger rächt, aber zugleich ihre Gefährtinnen vor seinem Begleiter, dem in der südslavischen Sage vielgenannten Königssohne Marko, seinem Wilaenrosse und seiner sechsackigen goldenen Streitkeule warnt.

Die slovenische Variante von dem Wettgesange der Wila erzählt: In einer Schenke saßen der Königssohn Marko und sein Bruder Andreas. *) „Singe, lieber Bruder“ — sprach Marko. „Ich darf es nicht thun“ antwortete Andreas, „denn die wolkenbewohnende Wila würde mich tödten.“

„Fürchte nichts, denn ich bin bei Dir.“ Andreas folgte und sang also, daß sich alle Zweige zur Erde neigten. Plötzlich wurde er von einer Lanze getroffen und fiel zu Boden. Marko sah sich um, woher die Lanze geflogen, und gewahrte in den Wolken die Wila. Er schleuderte ihr seine Keule nach und traf sie so gut, daß sie plötzlich zur Erde herabfiel. Die Wila aber schrie: „Lasse mich, Marko, ich will Deinen Bruder zum Leben bringen und Dir ein Wilaenross geben, welches Dich durch die Lüste tragen wird.“

*) In der serbischen Sage der Wojvode Milosch.

Marko gewährte ihr die Witte, sie sammelte einige Kräuter und belebte den Andreas. Marko aber bekam ein Wilsenros. (Doch später nahm Andreas durch den Verrath einer Freundin ein trauriges Ende.)

Noch war „der Messigs“ der Welt nicht geboren, als schon römische Legionen die Gegenden des heutigen Krain einnahmen und Cäsar Octavianus die mächtige Stadt Metullum in Innerkrain, wo jetzt das Dorf Metule steht, zerstörte und so die „über den Alpen wohnenden Japoden“, die Bewohner dieser Stadt, unter das römische Joch beugte.

Wieder war eine „Provinz“ der gefräßigen Roma gewonnen und wir finden noch heute die Spuren jener nach allen Theilen unseres Landes verzweigt gewesenen „Römerstraße“, auf der die Erzeugnisse unseres Bodens nach dem Mittelpunkte des damaligen Weltreiches, nach „der ewigen Stadt“ geführt wurden. Es kann hier nicht der Ort sein, näher darauf einzugehen, wie der „praktische“ Römer alle Vortheile unseres Landes ausnützend, die Zeit seines Hierseins Land- und Weinbau trieb, Leibeigene, Thiere und Thierhäute, Wolle, Fannen- und Lärchenholz u. s. v. a. nach Italien führte, wie er in dem oberkrainischen Berglande, der romantischen Woschein, ein Eisenwerk anlegte, dessen Stätte noch heute nachweisbar ist, und in andern Gegenden Silber, Blei und andere Metalle grub, wie endlich Save und Kulpa durch sein Nachtwort von Schiffen wimmelten, den Verkehr zwischen dem adriatischen und schwarzen Meere vermittelnd — dieß eine mag bemerkt sein, daß unser Land zuerst durch die Römer einer gewissen Kulturentwicklung zugeführt wurde, die aber zugleich mit dem Sturze der Römerherrschaft zusammenbrach.

Während nämlich der Römer befestigte Ruhepunkte an den genannten Heerstraßen angelegt und diese festen Plätze mit gesundem Wasser durch trefflich erbaute Leitungen versehen hatte, während mit den Erbauern dieser Straßen und Aquädukte und den Bewohnern neuer Städte römische Sitten und Gebräuche, römischer Wohlstand und Luxus einge- zogen waren, was alles in die „Augusteische“ und die ihr folgende Zeit fiel, da waren auch die unterworfenen Ein-

wohner gar bald in die römische Kulturströmung hineingerissen und ihre Bildung zog daraus den größten Vortheil.

Vom höchsten, freilich leider vorübergehenden, Einflusse auf die Bewohner unseres Landes war aber bereits damals die Einführung des Christenthums. Schon um das Jahr 50 unserer Zeitrechnung soll Emona (Laibach) neben Triest und Gili ein Bisthum besessen haben; und im IV. Jahrhunderte bestand allhier ein Frauenkloster, wie dieß ein Brief des h. Hieronymus an die „Laibacher Jungfrauen“ (ad virgines Aemonenses) beweiset.

Konstantin dem Großen, der bekanntlich der erste das Kreuzeszeichen auf die Kriegsfahne hatte heften lassen, wurden in Laibach Ehrensäulen errichtet, und Krains Boden war es, die Wippacher Gegend am heutigen Hubelflusse (Frigidus), wo im Jahre 394 der Kampf zwischen Christus- und Heidenthum zu Gunsten des ersteren von dem Kaiser Theodosius gegen den heidnischen Gegenkaiser Eugenius ausgekämpft worden. Trotz alledem aber war der Bestand der Christenlehre noch kein fester in unserem Lande — der Sturm der Völkerwanderung wehte sie hinweg — und kam sie auch momentan durch die Gothen und Langobarden wieder in Aufnahme, so erstickte der zu Ende des VI. Jahrhunderts in unsere Gegenden nachgerückte heidnische Slavenstamm jede leiseste Regung derselben. Denn wieder wurden in dem herrlichen Oberlande die Personifikationen von „Erde“ und „Sonne“ und viele andere Götter und Göttinnen verehrt und manches Menschenopfer dargebracht und die nationale Wildheit erging sich in den rohen und grausamen Mysterien alten Heidenthums, bis endlich im VIII. Jahrhunderte der Franke kam, den Kampf auch mit diesem „unbändigen Wilden“ aufnahm, und nach vollbrachtem Siege auch hier die Leuchte des Christenthums für immer erweckte!

Weiserhaft hat unser Präsern die Bekehrung des letzten Heiden-slaven Certomir besungen in dem Epos: die Taufe an der Savica (Kerst per Savici). Wir fassen die hochpoetische Schilderung des Dichters so auf, daß des Volkes Herzblut fließt ob der Unterwerfung unter die Fremdherrschaft, daß aber aus diesem Herzblute mit einem Male eine volle schöne Rose erblüht — die Blume des Christenthums, der Zivilisation! Und die Frau ist es, „die näh-

rende und wärmende Flamme der Geschichte“ die holde „Vogumila“, die den geliebten Certomir — das slovenische Volk — zu ihrem neuen Glauben, zur Christuslehre herüberleitete, sie, die früher in der Göttin Schiva Tempel den Dienst besorgt und die Opfer im Vereine mit ihrem Vater geleitet.

Inselwerth im Veldezer See, wo jetzt das „weiße“ Kirchlein der h. Gottesmutter Maria steht, war der Standort dieses Schiva-Tempels gewesen; nachdem aber der alte Staroslav und seine Tochter Vogumila dem alten Götzendienste abgeschworen und die Lehre des „Gottmenschen“ angenommen hatten, war das Standbild der Heidengöttin in den See versenkt worden. Die hartnäckigen Kämpfe der Heidenflaven mit den Franken waren mit Certomir's Befehring ebenfalls beendet, und der kluge Franke that auch hier, wie überall, wohin seine segensreiche Hand die Gabe des Christenthums brachte, daß er den alten Glauben nicht völlig vertilgte, sondern nur allmählig im neuen aufgehen ließ. So herrscht denn noch heutigen Tages der Gebrauch, daß Jeder, der zum ersten Male Inselwerth besucht, sich bestimmte Wünsche macht und zu deren Gewährung am Wunschglöcklein läutet, gleichwie in der Heidenzeit der Jüngling der Liebesgöttin die Erstlinge der Früchte und der Heerde zum Opfer brachte und die holde Priesterin, mit zarten Blumen schön bekränzt, um Erhörung der stillen Wünsche flehte.

Die Unterwerfung der Krainer-Slaven unter fränkische Herrschaft war also in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrh. erfolgt, unser Land alsbald dem großen christlichen Weltreiche einverleibt und sofort nach dem alle Theile desselben gleich umfassenden Regierungsplane verwaltet.

Es entstanden Gaue und Marken aus den Gegenden an der obern Drau, Save, Kulpa, am Tsongo und an der nördlichen Küste des adriatischen Meeres. Es würde zu weit führen, Karls des Großen Einrichtungen, die er, speziell für unser Land traf, zu erörtern, nur dieß eine mag erwähnt sein, daß er sich für seine Person einige Bezirke vorbehielt, wo er denn vollkommene Meierhöfe, wie in Lach und Veldeß, oder bloß Hubenwirthschaften (Königsmansen) wie in Reichenburg, Gurkfeld (und zu Videm) errichtete.

Im Jahre 974 wird der schon im VIII. Jahrhundert von einem Geschichtschreiber gebrauchte Name Carniola, „Krain“, zuerst in Urkunden angewandt, und es bedeutet dieser Name Krain soviel als Grenzland (slav. Kraina, altdeutsch Kreina - marka - Mark).

In der That war das Land gleich am Beginne als es diesen Namen erhielt und noch mehr die spätern Zeiten hindurch das Grenzland Deutschlands im wahrsten Sinne, weshalb es auch der deutschen Kaiser vorzüglichstes Bemühen sein mußte, sich dieses vor allen zu sichern. Zu dem Ende reichte nicht äußere Gewalt durch administrative oder militärische Maßregeln angewandt, es mußte vielmehr der Bewohner Thun und Treiben beeinflusst, sie mußten unbewußt und unvermerkt in die allgemeine Kulturentwicklung des deutschen Volkes hineingerissen werden. Dieß war aber wieder am leichtesten durch Kolonisten zu erreichen, und für solche bot das wenigbewohnte und von Urwäldern erfüllte Land einen günstigen Boden. Nachdem 972 Kaiser Otto I. wegen der harten, kaum erst überstandenen Verdrängung durch die Ungarn, und weil Krain das obere Gebiet der Save umfaßt und der Thalweg dieses Flusses den Ungarn einen Zugang nach Kärnten, Italien und Baiern bot, unser Land zur Markgrafschaft erhoben hatte, so geschah zwei Jahre später (in dem genannten 974 Jahre) die erste große Schenkung von Pöck an den Bischof von Freisingen (in Baiern), welcher 1004 die nicht minder bedeutende von Beldes an das Gotteshaus von Seben (Brixen) folgte.

Hunderte und Hunderte von Pergamenten geben uns jetzt noch Kunde von dem raschen Aufnehmen dieser Besitzungen, die durch die Leitung der neuen Herren und unter der Hand der deutschen, mit ins Land gebrachten Unterthanen bald in herrlichster Blüthe dastanden und ihr frisches Leben dem ganzen Lande mittheilten. Wohlstand im Innern und reger Verkehr nach Außen wuchs immer mehr und mehr: so ward Pöck bald eine bedeutende Handelsstadt, die die Waren aus Italien nach Deutschland vermittelte, und Freisingen's Besitzungen im untern Theile, im heutigen Unterkrain, stellten wahre Musterwirthschaften dar. Solcher Zustand des Landes zog natürlich immer mehr Deutsche herein und wir können schon im XI. Jahrhundert (so um

1040 die Schärffenberge, um 1060 die Auersperge) in weit größerer Zahl aber im XII. Jahrhundert (um nur einige zu nennen: die von Ariesperg (Adelsberg), Flednig, Graben, Michov (Maichau), Mangesburg, Nasfenfuß, Weixelburg u. v. a.) Adelsfamilien urkundlich nachweisen, die um diese Zeit bereits ihre Schlösser und Burgen auf den unsere Thäler beherrschenden Anhöhen erbaut hatten. Schon sehen wir auch die im großen deutschen Vaterlande gang und gäben Sagen, Sitten und Gebräuche in unser Land verpflanzt und besonders die Sage sich mit der heimischen, von der gleichen indischen Mutter stammenden vermischen, so daß es uns jetzt schwer wird zu entscheiden, ob die in den Volksliedern der Slovenen, sowie in den Schloßergeschichten unserer Heimat so häufig vorkommende Schlangensage bei uns ursprünglich slovenisch oder deutsch ist, oder — was wohl das wahrscheinlichste — beiden Theilen in gleicher Weise zukömmt!

Der deutsche Adel verpflanzte auch gar bald die Spiele des deutschen Ritterthums, die Tourniere und Wettkämpfe, auf unseren Boden und Laibach sah im Jahre 1143 das erste Turnier, veranstaltet von dem Bruder des Markgrafen von Krainburg, wobei, wie uns Balvasor nach einem Laibacher Manuskrifte erzählt, viele Herren vom Adel aus Oesterreich, Kärnten und Friaul erschienen. Daß auch bei diesem Ritterspiele — wie es bei allen üblich war — holde Frauen die Kampfspreise den Siegern austheilten, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden.

Im Jahre 1165 werden uns viele Edle unseres Landes beim großen Turnier in Zürich genannt, so mit Herzog Heinrich von Baiern der Herr Sigmund von Gallenberg; mit Leopold Markgrafen von Oesterreich, ein Herr von Schärffenberg, Heinrich von Hallerstein, Ernst Gall; mit Herzog Heinrich von Kärnten Heinrich Hr. zu Lichtenberg, Ambrosius Herr zu Tschernembl, Hans Npfalterer; auf ihre eigenen Kosten haben diesem Turniere beigewohnt: Ernst von Gallenberg, Heinrich von Zobelsberg, und Wolfgang Zenger. Wir sehen daraus, daß die Kavaliere Krains sich zu Hause gehörig im Waffenspiele mußten geübt haben, da sie es wagen konnten mit der Elite der deutschen Ritterschaft in die Züricher Schranken einzuziehen. Das

Tournieren, als Schule für den Kampf im Kriege, wurde aber auch die folgenden Jahrhunderte bei uns tüchtig betrieben, und wir lesen in der Chronik von einem großen Turnier in Krainburg im Jahre 1311.

Zu Anfang des XIII. Jahrhunderts hatte der abentheuerliche Minnesänger Ulrich von Vichtenstein (1225) unser Land besucht; er erzählt davon: „Ich wart vil kurzlich wol bereit mit orffen und mit wappeneit und fuor mit Brenden al zehant gein Kernden und zu Kreinlant und danne gegen Osterreich.“

Daß Ulrich Krain dabei nicht bloß im Durchfluge berührte, sondern eigens eines Besuches würdigte, geht daraus hervor, daß die sonst gewöhnliche Reiseroute aus den deutschen Nachbarprovinzen nach Italien nicht durch Krain, sondern durch Kärnten führte.

Mit demselben Vichtensteiner, der ein langes Leben im Dienste einer Frau zubrachte, die ihn verhöhnte und der er die tollsten Aufgaben erfüllte, so z. B. sich zum Beweise seiner Liebe für sie einen Finger abhauen ließ und ihr denselben in einem Kästchen überschickte, mit diesem Zerrbilde des deutschen Ritterthums, der übrigens ein tüchtiger Kämpfer war, hatte auch Herr Hans von Auersperg (1246 gestorb.) im Tourniere von Friesach (in Kärnten, Febr. 1224) gekämpft und erscheint von Ulrich in seinem Frauenbuche aufgeführt „als ein Rittermann, der dort seine Ritterthat gethan.“

Neben den Ritterspielen und Ritterkämpfen kamen im XII. und XIII. Jahrhundert auch die übrigen Resultate der Kreuzzüge in unsere Burgen und zu unserer Volke, beweisen ja die noch erhaltenen Pergamente adeliger Familien Krains, welche Glieder derselben an diesen dem Verständnisse unserer Zeit entrückten Glaubensfahrten Theil genommen. Vor allem war es das Auersperg'sche Haus, das in jedem Zuge seinen Repräsentanten sah und deshalb als der Hauptvermittler der Kultur jener Zeit gelten kann.

Auch auf den Schlössern dieser Adelligen wurden von fahrenden Sängern die ermunternden Heldengesänge von Roland und Alexander, wie dieß alte, im Lande ange-

fertigte Handschriften *) beweisen, ja wohl gar von den Ribesungen, wie die häufig vorkommenden Taufnamen Helche, Rüdiger bei den adeligen Familien Krain's; ja der Name Chriemhilt als Eigename eines Mannes, dorthin, angestimmt, oder aber von der Minne gesungen, wie sie zu lohnen weiß „mit Liebe und mit Leid.“

Es ist dies — die ritterliche Boesie — die zweitwichtigste Folge der Kreuzzüge für das Abendland, und auch unser Krain ward, wie ich eben gezeigt habe, derselben theilhaftig.

Eine dritte und die weitaus bedeutendste Folge war die nun allgemein werdende Marienverehrung. Sie ist — weil das Gesamtinteresse eines jeden Volkes berührend — noch heute im ganzen katholischen Abendlande vorwiegend und besonders bei uns in Krain, wo oft in einer Familie 3—4 Mädchen den Namen der b. Jungfrau führen, im hohen Ansehen. Professor Weinhold, dessen Worte über die Bedeutung des Weibes in der Geschichte ich dieser Abhandlung vorangestellt habe, hat in seinem trefflichen Buche: „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter“ die Verbreitung des Mariendienstes durch die Kreuzzüge mit eben so viel Boesie in der Darstellung, als Klarheit in der Deduktion geschildert. Ich will einige Stellen daraus hier ansetzen. Weinhold geht dem Ursprunge nach und sagt: „Mit großen Naturanlagen unter einem glücklichen Himmel lebend, Erben einer alten Bildung, ebenso kriegerisch als schwärmerisch standen die Araber in Wissenschaft, Kunst und Industrie, kurz in allem Schmucke des Lebens bedeutend über den christlichen Völkern. Den rauhen, starren und ungelenten Zuständen dieser gegenüber war bei ihnen Alles fein, geschmeidig, ideal gefärbt und durchhaucht. Den abendländischen Vergnügungen des Trinkgelages fremd, erhoben sie die Frauenliebe zur Lust des Lebens, durch die poetische Stimmung ihres Wesens, durch das phantasiereiche und leidenschaftliche des morgenländischen Blutes an allen Fäden dazu geführt. Eine Nacht unter den arabischen, blickenden Sternen, in dem leichten Zelt, das Schwert an der Hüfte, das edle Roß zur Hand, das schwarzäugige, glühende Mädchen im Arm;

*) Im Archive des Schlosses Lustthal.

und dagegen ein nordischer Winterabend in der langen Halle, wo trübe Feuer vor den Bänken der Männer brennen, die an Bären und Bärenfleisch sich ergötzen, die höchstens ein kurzes Lied von alten Kämpfen singen, oder einen räthselhaften Spruch mittheilen: wo fluthet der Lebensstrom rascher und freier, und wohin drängt ein feuriges Herz zur Wahl? Denken wir uns nun den lebenslustigen Aquitanier und Provençalien; mußte es ihn nicht mächtig ziehen, ein Leben zu gewinnen, wie er es die Ungläubigen führen sah? Er erwachte vom schweren Schläfe und sein Entschluß zu neuem vollen Leben stand fertig in ihm. Er brachte Kampf und Frieden in feinere, freundlichere Formen und in die Mitte des ganzen Lebens hob er die Frau, deren Verklärung, wie ihn die Heiden (freilich — setzen wir bei — nur nach einer Seite hin) gelehrt hatten, eine Verklärung des Lebens war. Und siehe, da nahte ihm die Kirche und hielt ihm das Bild einer Frau entgegen, die er anbeten und göttlich verehren sollte. Was er draußen in der Welt als höchsten Reiz geschaut, strahlte ihm wunderbar geschmückt von heiliger Stätte entgegen und unwillkürlich beugte er das Knie vor dem Bilde des Herzens. Das zwölfte Jahrhundert — sagt Weinhold weiterhin — ist die Blüthenzeit des Mariendienstes; Leben, Glaube, Poesie werden von ihm erfaßt und die Verehrung der Himmelskönigin mit einer Inbrunst und zugleich Naivität gepflegt, die nur einer Zeit möglich war, welche neben die feinste Schwärmerei unvermittelt die nackte Natürlichkeit zu stellen vermochte. Ganz nothwendig hatte der Dienst der himmlischen Frau auf die Stellung des irdischen Weibes einen großen Einfluß; ward sie doch nicht in abstrakter Göttlichkeit, sondern schön, anmuthig, mild als ein Vor- und Musterbild desselben dargestellt.

Wer die himmlische Frau in die Mitte seiner religiösen Verehrung brachte, konnte die irdische nicht ohne weltliche Achtung und ohne zarte Behandlung lassen. Der Mariendienst kam also der aus dem Strome der Welt herausschießenden Ansicht von dem Weibe, als Stärkung und Stütze zu Hilfe; er war aber zugleich ein Mittel, die von Sarazenen geblendeten Augen der Kreuzfahrer zu entzaubern und die vom Heidenthum miterzeugte gesellschaftliche Revolution als eine kirchliche erscheinen zu lassen.*

Diesen segenvollen Einfluß der Kreuzzüge, der sich auch bei uns den untersten Schichten des Volkes mittheilte, hat unser Land der Vermittlung seiner, dem deutschen Adel entsprossenen Schloßherren zu danken.

Wie aber, nach der Lehre der Geschichte, die besten Institute in Verfall kommen, so geschah es auch mit dem aus den Kreuzzügen herausgewachsenen Ritterthume, das zuerst in Frankreich, dann in Deutschland und speziell in Oesterreich immer größere Ausschreitungen machte, seine veredelnde Aufgabe ganz aus den Augen verlor, sich in Länderei und Neppigkeit erging, und zuletzt mit seinen Schäden das Bürger- und Bauernthum ansteckte. Da war es nun aber gerade Oesterreich, wo der gesunde Sinn des Volkes eine Reaction gegen die Verkehrtheit und Verderbtheit des Ritterthums gerne aufkommen ließ, wo die didaktischen Dichter zu Ende des XIII. und zu Anfang des XIV. Jahrhunderts die schon in Verfall gerathenden Sitten der Mittelklasse und des Bauernstandes geißelten und zur Umkehr mahnten, und wo vor allen Seifried Helbling und Peter Suchenwirth in dieser Richtung thätig waren. Besonders ist es ersterer (geb. 1230), der in seinem Lehrgedichte: „der junge Lucidarius“, einer Nachbildung jener vielverbreiteten, in Gesprächsform zwischen Meister und Schülern abgefaßten Laiencyclopädie des Mittelalters die unnatürlichen Standesausschreitungen seiner Zeit mit derben Worten tadelt und ohne Schonung auch die Ungereimtheiten und Gebrechen in den einzelnen, dem Lande „Oesterreich“ benachbarten Reichen und Ländern, als in Ungarn, Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnten u. s. f., bloßlegt. Unser Kraim kommt bei Aufzählung dieser Eigenthümlichkeiten am besten weg; Helbling sagt:

Ze Kraine si wir des gebeten

Das wir windischen treten

Nach der blater pfiße.

(„In Krain sind wir darum gebeten, daß wir den windischen nach der Blatterpfeife (dem Dudelsacke), tanzen.“)

Man sieht, er weiß von keinerlei auffallender Ausschreitung des Bürger- und Bauernstandes in unserem Lande zu erzählen, ein Beweis dafür, daß schon damals sich der kluge, praktische Sinn der Bevölkerung von den Früchten der deutschen Kultur nur das Gute herausnahm und ander-

seits mag dieser Takt des Volkes hinwieder den Adel unse-
res Landes von der Karikatur des Ritterthums, wie sie sich
in jener Zeit anderorten darstellt, in glücklicher Weise fern
gehalten haben, da uns in dieser Richtung aus den Schöffern
keinerlei Nachricht vorliegt.

Seifried Helbling hebt als vorzüglichstes Charakteristikon
den Tanz hervor und stellt uns Krainer also als tanzlustig
dar. Es wird im III. Theile dieser Arbeit ausführlich er-
zählt werden, wie noch im XVI. Jahrhunderte die Bürger
von Laibach den Tanz auf freiem Blase um die alte Linde
herum als ihr Hauptvergnügen ansahen. Jetzt ist der eigent-
liche „windische“ nicht mehr erhalten, der „deutsche“ und
der „steierische“ haben ihn verdrängt; Linhart entwirft von
ihm im ersten Bande seiner (leider Fragment gebliebenen)
Geschichte von Krain folgendes Bild: Sich schwenken, auf-
stampfen, ungeheure Sprünge machen, sich außerordentlich
wild geben, ist das Charakteristische der slavischen Tänze.
An dem krainischen erkennen wir diese Eigenschaften ge-
mildert noch alle. Er ist ungemein lebhaft und künstlich.
Mann und Weib scheinen einander zu fliehen, sie dreht sich
mit einer Geschwindigkeit, die zu bewundern ist, bald vor
ihm, bald nach ihm her; er setzt ihr nach, stampft, jauchzt,
springt in die Höhe, bewegt den ganzen Körper, in dem
Augenblicke, da er sie haschen will, entwischt sie ihm durch
eine plötzliche Wendung. Oft aber ergreift er sie doch und
hebt sie jauchzend im Triumphe empor. So wie der Tanz
ist, möchte man ihn für das allegorische Bild des slavischen
Mädchenraubes halten.

Daß der Dudelsack — womit zum Tanze aufgeblasen
wurde — bei den alten Krainern gebräuchlich war, bezeugt
derselbe Linhart an anderer Stelle.

Unser Volk tanzte also im XIII. Jahrhunderte frisch
darauf los, war also bei dem gewaltigen Kultureinflusse
des Deutschthums ganz guter Dinge. Warum hätte es sich
aber nicht auch solcher Fröblichkeit hingeben sollen?

Litt es zwar durch die Kämpfe der Herren, unter die
das Land damals getheilt war — die Herzoge von Kärnten und
Meran, der Patriarch von Aquileja und dessen Lehensmann,
der Graf von Görz, die Bischöfe von Freisingen und die
Herzoge von Oesterreich hatten in dem heutigen Krain ihre

Besitzungen und Lehen — litt, sagen wir, unser Volk durch dieses Verhältniß, so war anderseits der Boden ein ergiebiger, die Kultur desselben durch die Klöster Sittich, Landstraf, Freudenthal, die Deutschordenskommenden von Laibach, Möttling und Tschernembl und die Mauerwirthschaften des Freisingers und Brixner's, so wie vieler adeliger Familien immer mehr gefördert, und wir können, vergleichen wir mit dieser Zeit die Epoche der Türkenkriege im XV. und XVI. Jahrhunderte, wo das Land fort und fort verwüestet, dennoch Hunderttausende in Baram zur Abwehr dieses Feindes beisteuerten, sicher einen großen Wohlstand im XIII. und XIV. Jahrhunderte voraussetzen.

Vorzüglich waren es die Klöster, die, wie überall, so auch bei uns ihre hohe kulturgeschichtliche Mission erfüllten; und wie anderorten, so waren es auch in Bezug zu unsern „Stiften“ hohe Frauen, die theils selbst, theils durch den Einfluß auf ihre Gatten, die Gründung dieser Pflanzstätten jeglicher Bildung des Mittelalters bewirkten. Die einzelnen dieser Wohlthäterinnen unseres Landes will ich im II. Theile namhaft machen.

Die Männerklöster unseres Landes, deren Stiftung in diese Zeit fällt, und von denen die Cistercienser wegen der, ihrem Orden eigenen Marienverehrung, die z. B. in Sittich in eine plastische Darstellung des letzten Gerichtes, abweichend von der gewöhnlichen Darstellung, zur rechten Hand Gottes die h. Jungfrau aufnehmen ließ, beim Volke bald großen Anklang gefunden hatten, vermehrten ihre Besitzungen von Jahr zu Jahr und zählten, besonders Sittich, eine ansehnliche Zahl von Wohlthätern, deren Namen uns die erhaltenen Sterbelisten (Nekrologien) aufweisen.

Wald und Feld und Weinberg gedeiht unter der verständigen und unermüdeten Hand der frommen Klosterbrüder und ihrer Unterthanen; zugleich sind andere Brüder bemüht, die Kleinen zu lehren, oder kunstvoll verzierte Bücher zu fertigen, wie sie noch jetzt aus Freudenthal und Sittich in unserer Studienbibliothek bewahrt werden und uns durch die Gleichheit und Zierlichkeit der Schrift, so wie durch den Glanz des Goldes und die Frische der Farben in Widdern und Initialen mit Bewunderung erfüllen, für die Technik sowohl, wie für den beharrlichen Eifer früherer Jahrhunderte.

In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts bekam Herzog Rudolf IV. von Oesterreich, vermöge einer Erbverbrüderung (1361) die windische Mark, und nannte sich einen Herzog von Krain. Schon Leopold des VII., der durch Ankauf freisüngischer Lehengüter (1236) den Grund zu österreichischen Besitzungen in Krain gelegt hatte, Sohn und Nachfolger Friedrich der II. von Babenberg, hieß ob seiner, durch die Heirat mit Agnes von Meran so sehr vermehrten Besitzungen in Krain, Herr von Krain, hatte sich aber noch nicht der ihm vom Kaiser Friedrich II. (1245) ertheilten Erlaubniß bedient, Krain in ein Herzogthum zu verwandeln.

Im Jahre 1374 beriefen die gemeinschaftlich regierenden Herzoge von Oesterreich, Albert III. und Leopold III., die Stände von Krain, der windischen Mark, von Metlik, von der Poisk, dem Karste und Istrien nach Laibach, um von ihnen die Huldigung entgegen zu nehmen.

Die Stände vereinigten sich und schwuren den Eid der Treue; so war nun Krain dem Hause Oesterreich einverleibt, und theilte von nun an die Freuden und Leiden desselben; immer aber verdiente es sich in den Tagen der Gefahr den Namen des opferwilligen und treuergebensten.

Die Chronik unserer Heimat hat viele solcher Beweise der Hingebung unserer Vorfahren an das Erzhaus verzeichnet und wird — wir hoffen es — wenn ja Kämpfe kommen sollen, noch manche verzeichnen können; aber sie bietet uns auch vielfache Belege, daß die Krainer die Zeiten her in wichtigeren Angelegenheiten des Gesamtreiches immer ihr Wort mitsprechen durften, welches Recht ihnen in ihrer Eigenschaft als Behüter der Reichsgrenze gegen die Türken unstreitig zukommen mußte.

Aus den vielen, in dieser Richtung denkwürdigen Aufzeichnungen will ich hier nur die eine herausheben, welche zugleich eine Frage von heute betrifft, daß nämlich 1338 die krainischen Deputirten es waren, die auf Inkorporation Ungarns in das deutsche Reich drängten, und zwar aus dem Grunde einer dadurch zu erzielenden einheitlichen Wirksamkeit dem Erbfeinde gegenüber.

Die Zeit der Türkenkämpfe vom Beginn des XV., bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts ist zugleich die Zeit der

größten historischen Erinnerungen unseres Volkes; dieser Periode gehören — wie Anastasius Grün unübertrefflich geschildert hat — die schönsten Regungen unseres Volksgestes, die Volkslieder, an, die er, der dadurch neben dem, daß er hoch auf dem deutschen Barnas steht, dennoch der Unsrige geblieben ist, in ihrem vollen Sinne erfasst und mit Meisterhaftigkeit in sein „geliebtes Deutsch“ übertragen hat.

Nicht kann ich hier die Einfälle des „Erbfeindes“ in unser Land, auch nicht die bedeutendsten des Nüßern ausführen — es gäbe eine getreue und umständliche Schilderung derselben selbst schon ein kleines Buch; nicht will ich die Grausamkeiten aufzählen, die der Muselmann an Männern, Weibern und Kindern verübte, so oft er „einen Zug herein machte“, nur das eine soll hervorgehoben sein, daß wir diese Zeit des allgemeinen Drangsal als die vorzüglichste Leidensepoche der weiblichen Bevölkerung unseres theuren Vaterlandes anzusehen haben.

Die Männer zogen in die Feldschlacht, oder rückten doch wenigstens vor die, hinter den Ausziehenden zufallenden Thore unserer Städte hinaus, darinnen Greise, Weiber und Kinder zurücklassend, — es schwankt der Kampf, die Unsern unterliegen, der siegende Türke steckt die verschlossene und verbarikadirte Stadt an ihren Enden in Brand, stürmt die Mauern hinan, und die ihrer Beschützer beraubten Weiber werden eine Beute der Flammen, oder was noch schlimmer ist, der sie bis zu Tode mißhandelnden Muselmänner! Ein schreckliches Bild!

Solche Leiden bildeten aber — wie es immer in harten Zeiten geschieht — weibliche Charaktere heran, die im Augenblicke der Gefahr mit Mannesmuth dastanden und ihr trohten, oder durch einen Gewaltstreich zu entgehen wußten.

Die Chronik und das Volkslied haben solche Weiber dem Andenken erhalten; jene Freiin von Thurn auf Schloß Feistenberg, die sich erst, nachdem ihr der Türke beide Hände abgehakt hatte, seiner Gewalt ergab und jene Jungfrau in Gurksfeld, die sich durch einen Sprung vom Felsen, der noch heute Jungfersprung genannt wird, vor dem Türken rettete, gehören der Geschichte an, von der schönen Alenka, Gregors Schwester, singt das Volk. Der

Inhalt dieses Liedes, das durch die feine Nuancirung im Ausdruck zu den schönsten in Anastasius Grün's Sammlung zählt ist im Kurzen der: Alenka sieht einen Knecht des Türkenkaisers daher kommen, sie fragt ihn um ihren Bruder Gregor, ob er lebendig oder todt und beschreibt ihm dessen Anzug mit den Worten:

Ein langes Oberkleid ihn hüllt,
 So lang, daß bis zur Ferse quillt,
 Mit Blumen ist es ausgestickt,
 Mit Seidenschmüren ist's geschmückt,
 Ein rothes Käppchen ihn bedeckt,
 Drei Federn sind darein gesteckt,
 Drei Kranichsfedern mögen 's sein.
 Er führt ein blankes Säbelslein
 So blank als wie der Sonnenschein
 Und wie Scheermesser scharf und fein;
 Inmitten eine Schlange liegt,
 Und Feuer aus der Spitze fliegt,
 In Schlangenblut ist es gestählt,
 Die Türken hat sich's auserwählt.

Da nun auf diese Schilderung der Knecht erwidert, daß die Türken einen solchen Mann erschlagen, so geht sie in ihr Kämmerlein, kleidet sich wie sie den Bruder beschrieben, geht dann zum „lichten Stall“ sattelt das schnellste, flinkste Kößlein, schwingt sich in die Bügel, springt hurtig auf den Rücken des Thieres und

Wie Vogelflug so saust sie fort
 Bis fern ins Türkenlager dort.
 Sie sprengt im Lager kreuz und quer,
 Ihr Säbel trifft die Türken schwer,
 Daß hinter ihr sie sinken her,
 Wie Korn wohl hinter Schnittern knickt,
 Wie Gras wohl hinter Mähdern nickt,
 Wenn Gott ein gutes Jahr geschickt.

Als der Türkenkaiser sie so kämpfend sieht, so glaubt er, Gregor sei noch lebend und schilt gegen seine Türken — und Alenka hat ihr Ziel erreicht, sie hat den Türken überlistet und ihm zugleich den Muth eines Christenweibes kennen gelehrt.

War die Epoche der Türkenkriege eine Schule des Leidens für die gesammte weibliche Bevölkerung Krains, für die Edel-Bürger- und Bauersfrau in gleicher Weise, so trafen die zwischen hinein fallenden Bauernaufstände die adeligen Frauen allein. Es sind viele größere und kleinere

Empörungen der krainischen Bauern vom Beginn des XVI. bis nahe an den Ausgang des XVII. Jahrhunderts verzeichnet, doch waren von den bisher bekannten die Bauernbünde (stara pravda, alte Gerechtigkeit) der Jahre 1515—16 und 1573 die bedeutendsten, und von diesen beiden wieder der erstere der schrecklichere, da er Ober- und Unterkrain umfaßte, die Hauptstadt bedrohte, die Klöster angriff und durch volle drei Monate „die Säuberung der Herrensitze“ vollführte. Die herrlichsten Schlösser fielen in Trümmer, ihre Weiber und deren Frauen, die den Bauern durch geübte Bedrückungen verhaßt geworden, stürzten sich selbst über die Mauern, oder wurden als Leichname, zuvor zu Tode gemartert, von den wilden Bauern hinabgeworfen.

Die größten Gräueltaten kamen aber bei der Erstürmung von Maichau vor, einem Schlosse im damaligen Mittelkrain gelegen, (heute zu Unterkrain gerechnet), wo die Bauern an den Herren fürchterliche Rache nahmen.

Dieses Schloß, auf einer hohen Bergspitze erbaut, war mit starken Ringmauern und Thürmen umgeben. Die beiden Herren, Balthasar von Mündorf und sein Bruder, eilten, als sie den rächerischen Geist der Bauern gewahrten, sich hier zu sichern; ihr Bewußtsein mochte es ihnen sagen, daß sie die ersten das Ziel desselben abgeben dürften. Noch siebenzehn andere Edelleute warfen sich mit ihnen in das Bergschloß, den Mündorfern zur Hilfe, oder der eigenen Sicherheit wegen. Es war am Himmelfahrtsfeste, daß die Bauern den Berg hinaufliegen. Trotz dem verzweifeltsten Widerstande, der vom Schlosse aus geleistet wurde, gelang es den Bauern dasselbe einzunehmen und alle Edelleute lebend in die Hände zu bekommen.

Sie hielten ein Gericht über die Herren. Die zwei Brüder von Mündorf waren die ersten, deren Häupter unter dem Schwerte fielen. Ihnen folgten Max von Kliffa, der letzte seines Namens und Stammes, und Kaspar der Werneckher und die fünfzehn andern. Ihre Leichname wanderten über die Mauer hinab. Aber wie einst — sagt Zimmermann in seiner Geschichte des großen deutschen Bauernkrieges, wo er von diesem Ereignisse in Maichau handelt — der Grimm des Adels im Appenzeller Lande Weib und Kind erschlagen wollte, damit keine Zucht noch

Samen mehr von den Bauern entspringe, so wollte jetzt im windischen Lande die Rache der Bauern keinen Sprößling des Adels übrig lassen. Die beiden unmündigen Söhnlein des Balthasar Mündorf fielen als ihre Opfer. Mit einem kleinen Töchterchen entfloß glücklich seine Wärterin, ein altes Weib. Die Mutter aber, Martha, eine Edle von Pfaffoltzsch und zwei ihrer Töchter, wurden gezwungen, ihre schönen Kleider aus, und dafür Bauernkleider anzuziehen. Sie haben, riefen die Bauern den weinenden Frauen zu, nun lange genug gut gelebt, nunmehr sollen sie versuchen, was Bauernarbeit sei, und erkennen, ob die armen Leute ferner gegen die „alte Gerechtigkeit“ zu beschweren seien.

Das eben erzählte Vorgehen in Maichau mag ein Beispiel des Wüthens der Bauern abgeben.

Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß dieser Bauernaufstand im Jahre 1516 durch die Hilfe des kärntnerischen und steierischen Adels und hauptsächlich durch des Landeshauptmanns von Steiermark, Siegmund von Dietrichstein Vorrücken bei Pettau, so wie auch das nach Zerspaltung des Bauernbeeres gegen die Flüchtigen vorgenommene Blutbad sein Ende erreichte.

Vasvator sagt über den Ausgang: „Die Bauern mußten, da der Adel mehr denn genugsam gestraft war und sie als toller Pöbel bei diesem nicht bleiben wollten, sondern schwärmten und unsinnig wurden, als ausgehöhlt zu Trümmern geben. Gott nahm dem Pöbel das Herz, daß sie eitel Schaf und Hasen wurden, flohen, zerflohen, zerstreut wie ein Schwarm oder eine Heerd' Viehes, einer da hinaus, der andere dort.“

Die erhaltenen Berichte über unsere krainischen — „windischen“ — Bauernaufstände zeigen aber auch, daß hier und da das „Racheheer“ auch aus dem weiblichen Theile des Bauernvolkes Verstärkungen erhielt, die sofort „mit Ofengabeln und anderem Gezeug“ bewaffnet, ihrer Wuth und ihrem Neide gegen die Schloßfrauen noch ungezügelter Lust machten, als ihre Männer es gegen die Herren thaten, denn das Weib, einmal aus seiner passiven Stellung herausgerissen, kennt keine Grenzen mehr.

Doch nicht genug waren Türken- und Bauernkriege, des Landes Wohlstand und Ruhe zu ergreifen, auch in seinem innersten Leben ward Krain in dieser Zeit — im XVI. Jahrhunderte — erschüttert und die Folgen davon zitterten noch lange im XVII. Jahrh. fort.

Es war die in Deutschland aufgekeimte Reformation der Kirche, die allmählig auch bis zu uns vordrang und in die Fluten jener mehr äußerlichen Strömung auch noch die einer neuen Geistesbewegung mischte.

Wie aber die Türkenkriege den Muth und das Selbstbewußtsein wachgerufen und gestählt, wie die Bauernkriege das Rechtsgefühl neu aufleben gemacht, so war es die „Reformation“, die in unserem Lande fremde und einheimische Kräfte mit dem vollsten Aufwande ihrer geistigen und materiellen Mittel darin wetteifern ließ, das schöne Krain in Einklang zu bringen mit dem gewaltigen Fortschritte Deutschlands, oder mit andern Worten: dasselbe in seiner Entwicklung um ein gut Stück weiter zu führen.

Nichts ideel Großes wird ohne die schwersten, heißesten Kämpfe der Materie erreicht — und so mußte die Blüthezeit Krains mit den schwersten Opfern als ruhmreiches Blatt der Geschichte erkauft werden.

Das Zusammentreffen von Türken- und Bauernkriegen mit der Ausbreitung der lutherischen Lehre in Krain war zu dem Ende eine Nothwendigkeit, wäre ja doch ohne die unerläßliche Hilfe des krainischen Volkes gegen die Osmanen und ohne die, den erzherzoglichen Hof in Graz so arg bedrängende Bauernempörung des Jahres 1573 die Bedeutung des Krainerlandes für Oesterreich und Deutschland der innerösterreichischen Regierung minder klar gewesen, als sie in der That es war, und es wäre weit früher, als es geschah, die Reaktion auf dem kirchlichen Gebiete nicht nur in unserer Heimat, sondern auch in Steiermark und Kärnten erfolgt. So aber mußten die Regenten Innerösterreichs auf den Einzel- und Gesamtlandtagen der drei Länder fort und fort in Angelegenheiten der evangelischen Kirche Konzessionen machen und darunter gediehe Wissenschaft, freie Geistesregung.

Die Zeit der Reformation nennt uns unsere größten Männer — und wie aus dem III. Theile zu ersehen ist, auch unsere bedeutendsten Frauen.

Der Verkehr mit Deutschland — seit jenen Tagen die Mutter der Kultur — ist ein reger; unsere Jünglinge beziehen die dortigen Hochschulen mit Stipendien heimatlicher und fremder Gönner; die adeligen wandern an die einzelnen, durch Sittenstrenge und ritterliche Zucht berühmten Höfe; so Herbard von Auersperg und sein Bruder Weiskard nach Cleve; die deutschen Fürsten von Preußen und Württemberg — wenn auch nicht ohne politische Tendenz gegen das österreichische Regentenhaus — und die Städte Ulm, Regensburg, Augsburg u. a. unterhalten den lebhaftesten geistigen Verkehr mit den Leitern unserer kirchlichen Bewegung, ja sie nehmen einen großen materiellen Antheil an dem Zustandekommen der Bibelübersetzung in unsere Volkessprache, deren schriftlicher Ausdruck — wie bekannt — aus derselben Epoche datirt.

Sie sind oft genannt worden die Männer, die zum neuen Leben den Impuls gaben, Truber und Dalmatin die Bibelübersetzer, Bohorizh, der Grammatiker, der Held Herbard VIII. v. Auersperg, als Staatsmann, Achaz von Thurn, der gewandte Redner im Laibacher Landtage, Khlisl, Budina, Begius, Berbez, Qualle die Schriftsteller und die vielen andern „Männer“, die durch das Schwert, den Rath und die Rede in jener hochwichtigen Zeit dem Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet.

Die Aufgabe dieser Zeilen ist es, zu zeigen, wie die Frauen Krains die neue Geistesregung erfassten und wie sie derselben in vorzüglichster Weise Nachdruck verliehen.

Wie in allen katholischen Ländern sich das XV. Jahrhundert hindurch im Leben der Kirche die ärgsten Mißbräuche eingeschlichen hatten, wie vor allem die Geistlichkeit an schweren Gebrechen litt — was Friedrich von Hurter in seiner Geschichte Kaiser Ferdinand II. ausführlich darthut — so war auch in unserem Krain Sittenlosigkeit und Aberglaube als wildes Unkraut üppig emporgeschossen und sofort groß gezogen, das himmlisch schöne Leben und Gedeihen der Christuslehre zu ersticken drohend. Wir könnten diese Worte mit den glaubwürdigsten Belegen aus den Archiven erhärten, doch da wir uns nicht vorgenommen haben, eine Chronique scandaleuse zu liefern, so unterlassen wir es.

Bei dem Umstande, daß Priester im sittenlosesten Lebens-

wandel gesehen wurden, daß aller mögliche Unfug mit Wundern und Erscheinungen getrieben wurde, ist es erklärlich, daß sich dagegen auch bei uns eine Reaktion und vorzüglich der weiblichen Gemüther heranbildete, die nur des ermunternden Signals bedurfte, um gegen die Verächter des erhabenen christlichen Sittengesetzes ihre Stimme laut und vernehmlich zu erheben.

Die Frauen waren es — vornehme und geringe — die das Volk gegen die katholischen Priester aufreizten, die dem Verbreiten der neuen Lehre allen möglichen Vorschub leisteten, sowohl durch die That, so die adeligen Gutsfrauen, die Witwen waren, oder deren Männer sich im Felde befanden, als auch die übrigen, jede durch den Einfluß auf den Gatten, Geliebten, Bruder. Den Frauen fällt die in den näher zu besprechenden Tagen der Gegenreformation so stark geübte Fälschung der Beichtzettel zur Last, was sich aus dem Umstande erklärt, daß in der, der Reformation vorangegangenen Zeit gewaltiger Mißbrauch mit dem Beichtgeheimnisse getrieben wurde. Die Hausfrauen Laibachs waren es, die mit ihren Mägden an hohen Festtagen beim Spinnrocken saßen, um ihren Abfall von der katholischen Kirche zu zeigen. Die von den Reformatoren mit größerem Eifer und mehr Sorgfalt, als man sie bisher zu hören gewohnt war, abgehaltenen Predigten versammelten vor allem die weibliche Bevölkerung und der in vielen Fällen nur durch Umgehung des Staatsgesetzes mögliche Besuch solcher Predigten erhöhte deren Reiz. Die Frauen waren es also, die äußerst rasch die neue Lehre erfaßt hatten und die so erfaßt ebenso hartnäckig festhielten; so zwar, daß uns noch lange hin im XVII. Jahrhunderte, als bereits alle Männer zur katholischen Kirche zurückgebracht, oder außer Land geschafft waren, protestantische Edelfrauen begegnen; um nur eine als Beispiel anzuführen: die Raspin um das Jahr 1659. Ich werde im III. Theile von den einzelnen Edel- und Bürgerfrauen, die durch ihr Verhalten in der Reformationsepoch ein geschichtlichen Namen erlangt haben, ausführlich handeln. Hier mag im Allgemeinen zum Voraus bemerkt sein, daß die Frauen der vom Erzherzog Ferdinand (nachherigen Kaiser Ferdinand II.) eingefekten und vom glaubensbeifrigen Bischof Thomaß Chrön

1600 konstituirten Gegenreformation, oder, wie sie vom katholischen Standpunkte genannt wurde: der Religions-Reformations-Kommission gewaltige Hindernisse in den Weg legten. Deshalb traf der Bischof auch „gegen die Weiber“ strengere Maßregeln als gegen die Männer, er ließ sie auf die Thürme schaffen und bei Wasser und Brot länger als die Männer gefangen halten.

Die gegen die Männer angewandten Maßregeln, um dieselben zur „wahren Lehre“ zurückzubringen, oder ihren Abzug aus dem Lande zu bewirken, waren ebenfalls Arrest, dann Geldstrafen, und wenn einer die Heimat verließ — was nicht selten geschah — Entrichtung des 10. dl. von Hab und Gut, welche Gelder den Jesuiten zufließen, die im Vereine mit dem Bischöfe an dem Befehrgewerke thätig waren. So kam es, daß viele Edle mit Weib und Kind die Heimat verließen — ein Münchener Codex hat uns ihre Namen bewahrt — und nach Deutschland zogen. Wir finden unter ihnen die Namen Lamberg, Pfsalterer, Gall, Egg, Scheyer u. a.

Die protestantischen Bethäuser wurden — wo welche errichtet waren — mit Gewalt (durch Feuer) gesprengt, die Prediger verjagt, nachdem die Bibelübersetzungen und Erbauungsbücher gleich zu Anfang des gegenreformatörichen Wirkens am Abende des nach Cyröns eigener Aufzeichnung überaus kalten St. Thomastages (29. Dezember) des Jahres 1600 auf offenem Platze den Flammen übergeben worden, Prozessionen in feierlicher Weise wieder angestellt, die Heiligsprechung des Ignatius von Loyola mit großem Pompe begangen; bei alledem aber vom Bischöfe den Geistlichen die größte Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Ausübung ihrer Pflichten und die Uebung der strengsten Moral anbefohlen und nicht minder die Erfüllung dieser Vorschriften genau überwacht.

Die Wiedereinfuhr besserer Sitten bei den katholischen Priestern, die vielen Unannehmlichkeiten, die sich die starrsinnigsten der protestantischen Frauen zugezogen, die Entziehung der Prediger und der dadurch bedingte Abgang ihrer unmittelbar wirkenden Rede, dann das schon erwähnte Gepränge der kirchlichen Aufzüge und Feste, die Gründung von geistlichen Vereinen, vornehmlich aber die mit vielem Takte

in den Vordergrund gestellte Marienverehrung, deren Festtage mit dem Aufwande der größten kirchlichen Pracht und Verehrung begangen wurden — waren die Momente, die zusammenwirkten, die Frauen Krains dem Schooße der katholischen Kirche wieder zuzuführen.

Auf diese Weise war um die Hälfte des XVII. Jahrhunderts die Gegenreformation in unserem Lande vollends durchgeführt; aber unser Krain war dadurch zugleich der deutschen Bildung entrückt, denn der neugestärkte Katholizismus wies unser Volk von jetzt ab eine lange Zeit hindurch in Sachen des Geistes nach Italien.

Wie unsere Jünglinge noch wenige Jahrzehende vorher, nach Vollendung ihrer Studien an der trefflich organisirten und durch Nikodemus Frischlin, dem bekannten Philologen aus Deutschland, geleiteten Laibacher Landschaftsschule die deutschen Bildungsstätten Tübingen und Wittenberg aufgesucht hatten, so durften sie jetzt nur nach Padua oder Bologna pilgern.

Diese Fernhaltung von der deutschen Bildung und dazu dann später die Rückwirkung des dreißigjährigen Krieges auf unser Land, versetzten dessen geistiges Leben in volle Stagnation, so zwar, daß wir in dem langen Zeitraume von der Ausrottung des Protestantismus bis um das Ende des XVII. Jahrhunderts kein einziges hervorragendes Werk aufzuweisen haben, welches das Gesamtinteresse des Volkes angesprochen hätte. Wohl entstand in dieser Zeit Valvasor's „Ehre des Herzogthums Krain“ (ausgegeben 1689), welches Werk uns heute einen Hort altkrainischen Wesens darstellt und als goldene Fundgrube gilt, aber man muß dem Altmeister heimatlicher Geschichtsforschung in jenen Winkel des weiten Baues folgen, wo er über die Theilnahmslosigkeit seiner Zeitgenossen seinem Werke gegenüber klagt, und besonders betont: Auf die sich seine Hoffnung am meisten gegründet hatte, da hatte sie meistens gefehlt, indem sie nicht mit einem Buchstaben diesem mühsamen Werk die geringste Beförderung thun wollen! Es war diese Apathie begründet in der allgemeinen Unselbstständigkeit aller Volksklassen, da ja daselbe XVII. Jahrhundert auch die in der Zeit der Reformation einem Selbstgouvernement ähnliche landchaftliche Freiheit hatte schwinden sehen!

Diese Zeit der moralischen und physischen Abhängigkeit unseres Landes war aber zugleich die geeignetste, die Wurdepflanze des Aberglaubens bei uns groß werden zu lassen, und sie gedieh auch hier, wie anderwärts vortrefflich, hatte ja doch — wie Balvasor drastisch bemerkt — „hierin das gute Land Krain für andere Länder keine Freiheit noch Privilegium.“

Auch bei uns umnachtete den Geist der Bewohner die Reminiszenz aus dem Heidenthume, wo die Furcht vor dem bösen Gotte den Hauptfaktor des Glaubens bildete. Der „böse Geist“ spielt nun wieder seine Rolle und gerade die hohen christlichen Festtage sind es, an denen die Erinnerung an ihn wachgerufen wird, wo man vor seinen Streichen zittert.

Teufels- und Gespenstererscheinungen schrecken die Gemüther, besonders der furchtsamen und leichtgläubigen Weiber; alle möglichen Kräuter werden gesammelt und an ihre wunderthätige Hilfe geglaubt. Und welcher Boden könnte tauglicher sein zu solchem Gaukelspiel als der unsere, wo die reiche Höhlenwelt des Karstes, die Wildheit unserer Wald- und Alpengegenden, wo Wind und Wetter der erhitzen Einbildungskraft so willfährig ihre Dienste thun?!

Welch' dichtes Netz muß aber nicht „dieser Aberglaube des Jahrhunderts“ um alle Geister unseres armen Landes gewebt haben, wenn wir selbst den größten der Unseren, der, hoch gebildet, das Alltägliche überragte, dessen Geist in religiösen und politischen Dingen sich so frei und reif darstellt, wenn wir selbst den vielgewanderten Balvasor befangen finden in diesem Irrthume seiner Zeit, denn nicht nur an einer Stelle, sondern überall, wo der Gegenstand an ihn herantritt, unterliegt er ihm in der Behandlung. Es ist dieß gewiß eine sehr interessante Erscheinung, wie der allgemeine Geistesbann auch den größten nicht verschonte.

Balvasor glaubt an alle Erscheinungen des Satans, an die Wunder der verschiedenen Kräuter und der aus ihnen bereiteten Salben; er versagt nicht seinen Beifall den Geheimmitteln aller Art, wie er denn während seines Aufenthaltes in Afrika eine besondere Art Gift zu bereiten erfahren hat, die er aber aus Schonung für das Menschengeschlecht nicht mittheilt; ja, er glaubt an die gesammte Drogenwirthschaft und bildet die Auffahrt der Unholdinnen

von dem Berge Slivenca getreulich ab, wie er an anderer Stelle das Konterfei des „Veibhaftigen“, da er eben die Billiche weidet, vorführt.

Vor Allem finden wir die Beschreibung des Hexenthums in Krain ausführlich bei ihm erhalten, und wir ersehen aus seinen Aufzeichnungen, wie auch bei uns das unselbige Wüthen gegen arme hilflose Weiber, denen man durch die gräßlichste Folter ihre Schuld erst hineindisputiren mußte, immer größere Dimensionen annahm, denn Valvasor sagt: „daß, sobald man nur das Geringste von Hexerei (?) erfährt, man solche Zauber-Wetteln zur Verhaft und auf den Scheiterhaufen gebracht.“

Weinhold urtheilt in seinem angeführten Buche über die Hexenwirthschaft in Deutschland mit folgenden Worten: „In den Mittelpunkt alles dessen, was man den Hexen zur Last legte und wovon die meisten Züge sich aus altgermanischer Zeit herschreiben, wurde der Teufel gestellt. Auf diesen ward Alles bezogen, mit ihm und durch ihn sollten die Hexen alles verüben. Hier offenbarten nun die Kriminalisten und Theologen eine abscheuliche Phantasie und stellten jene Hexenkatechesen zusammen, bei denen man an dem menschlichen Verstande und allem Sittlichkeitsgefühl verzweifeln muß. Wer solche Dinge ersinnen konnte, und in die armen schwachen Weiber hineinfohleren ließ, für den gehörte der Scheiterhaufen, wenn dieser überhaupt brennen sollte und nicht für die unglücklichen Opfer hirnverbrannter Verfolgungsucht. Doch lassen wir diese Jammerblätter der Menschheit unberührt, die mit Flammen, Blut und Verzweiflung bis an den Rand geschrieben wurden, zur Schmach vieler Jahrhunderte, zur ewigen Schande jener Priester und Juristen.“

Auch bei uns waren es Reste des Heidenthums, die sich in Gebräuchen der Weiber forterbielten (und noch heute erhalten sind) und Anlaß boten zu den schrecklichen Inquisitionen der Priester und Kriminalisten, wo dann bis tief ins XVIII. Jahrhundert hinein diese Hexenprozesse einen Hauptbestandtheil juristischer Thätigkeit bildeten. Es wird im III. Theile ein solcher Hexenprozeß im Auszuge mitgetheilt werden; noch bewahrt das Archiv unseres Landesgerichtes solcher Dokumente einer traurigen Zeit in Menge.

Wir sind jetzt endlich — fährt Weinhold an genannten Orte weiter — der Hexenverfolgungen ledig geworden, obgleich sie Mancher in das Leben zurückwünschen mag; der Glaube an die Hexen ist aber geblieben. Nachdem die gelehrten und frommen Herren ihn nicht mehr überwachen, ist der Teufel sammt aller Härese fast ganz daraus gewichen; sah man doch, daß der Höllenfürst seinen Bräuten nicht half und sie arm und elend ließ.

Wettermachen, Einwirkung auf die Kübe, auf den Feldbau und die Gesundheit des Menschen, das sind die Beschuldigungen, die heute etwa den Hexen gemacht werden und die den Inhalt unzähliger Sagen bilden, in denen nebenbei manche altheidnische Erinnerung mit unterläuft. Den Ausgangspunkt für die ganze Hexenwirthschaft gab der schöne altgermanische Glaube an die Hoheit des Weibes und seine geheimnißvolle wunderbare Ausstattung.

So hat sich in den untern Schichten unseres Volkes auch noch immer der Glaube an den Einfluß gewisser alter Weiber auf Gedeihen oder Mißrathen der Feldfrüchte, auf das Wetter, auf die Heilung gewisser Krankheiten erhalten, womit dann vertrauensvolle Hingabe an solche Personen, oder Abwenden von ihnen und Verfolgung gegen sie im Zusammenhange steht.

Während im genannten Zeitraume des über alle Geister und Gemüther lassenden Druckes man vorgab, arme alte Weiber durch die Lüfte zur Zusammenkunft mit dem Teufel fahren zu sehen, und man, nachdem man ihrer habhaft geworden, die immer bereiten Scheiterhaufen mit ihnen speiste, in dieser Zeit feierte die „bessere Klasse“ abentheuerliche Ritterspiele, in denen sich die einzelnen Welttheile ihre Cartels zusandten und zum Kampfe gegenseitig herausforderten, wie uns Valvasor ein solches aus dem Jahre 1652 überliefert; in dieser Zeit saßen die Jesuiten und ihre Schüler halbe Tage lang vor den theatralischen Aufführungen der Studenten, welche Darstellungen ein abgeschmacktes Gemische waren aus Legende, Bibel, Mythologie und Geschichte; in dieser Zeit bildeten sich nach dem Muster der italienischen und zum Theil auch der deutschen Akademien und Vereine eine große Anzahl von Gesellschaften oder Kongregationen. So die der Operosen, der Academia Inser-

torum, die hochadelige Gesellschaft der ritterlichen Exerzitien, die der Musikfreunde, welche allein ob der ihr inwohnenden naturgemäßen Lebensfähigkeit sich bis in unsere Tage erhalten hat, die des Zeichnens, die der Vereinigten (oder Dismas-Kongregation) u. a., welche alle dem Volke gegenüber eine exklusive Stellung inne hatten, deren Mitglieder unter sich die Gleichheit erst durch Namen und Symbole künstlich herstellten, sich dabei in Rücksicht auf die Vergangenheit nur sammelnd und bewahrend, in Rücksicht auf ihre Gegenwart nur Sonderinteressen dienend und nicht zugleich für das Allgemeine schaffend bethätigten, weshalb diese Bauten in der Regel mit dem Tode der Baumeister ebenfalls zusammensürzten.

In diese Zeit fällt auch das Vordringen der französischen Mode und Verderbtheit in die höheren Kreise unseres Volkes, worüber Balvasor bitter klagt, welche verkehrte Kultur besonders bei den Edelfrauen Anklang fand und bald auch das Bürgerthum ergriff.

Nur die Bauern waren noch diejenigen, die alte Sitten und Bräuche unverrückt festhielten und da insbesondere die Frauen, und noch im XVII. Jahrhunderte, in den Tagen unseres Balvasor eben, herrschte die ganze volle Urwüchsigkeit unserer nationalen Gebräuche bei Tausen, Hochzeiten und Begräbnissen, der nationalen Vergnügungen und Trachten, was auch durch das XVIII. Jahrhundert hindurch verblieb. Erst dem allgemeinen Nivelliren des XIX. Jahrhunderts, des Zeitalters der realen Wissenschaften und des so sehr erhöhten Völkerverkehrs weicht all dieß immer mehr und mehr.

Beleckt und vergiftete die französische Gauserie unseren Adel und unser Bürgerthum, was wir in den Folgen zum Theile noch heute empfinden und welsch unnatürliches Verhältniß uns in den Abnegallerien unserer Schlösser „aus Wand und Decke quillt“, so gewann im XVIII. Jahrhunderte unser Bauernthum und vorzüglich der weibliche Theil desselben, durch die wahrhaft mütterliche Sorgfalt der großen, nie genug zu preisenden Kaiserin Maria Theresia einen sichern Rückhalt gegen das schreitende Verderbniß der höhern Klassen.

Dem zweiten Theile dieser Arbeit bleibt es vorbehalten,

von den segensreichen Gaben zu sprechen, mit denen die hohe Frau unser Land begnadete. Hier sei kurz vorausgeschickt, was wir dem vortrefflichen Werke: „Die österreichische Volksschule, von Josef Alexander Freiherrn v. Helfert“, über Marie Theresiens Verfügungen für den Volksunterricht in Krain, und hauptsächlich über die Mädchenschulen entnehmen.

Der 6. Dezember des Jahres 1774 war der große, für ganz Oesterreich hochwichtige Tag, von welchem die „neue Schulordnung“ datirte, und rasch ging die Einsetzung von Schulkommissionen von Statten. Der aus Sagan in Preußen berufene Abt Felbiger, der das volle Vertrauen der Kaiserin genoß, die ja ob des richtigen Tactes in der Auswahl ihrer Rätthe in der Geschichte so groß dasiebt, verwandte die größte Sorgfalt auf die Wahl der Direktoren. Bei uns traf die Wahl den gelehrten und freisinnigen Blasius Kumerdai, den Freund des unvergeßlichen Freiherrn Siegmund Zois.

Graf Torres, der gewieate Kenner des Schulwesens, bereiste Krain und machte der Kaiserin in seinen Berichten die offensten Vorstellungen von dem vielfachen Widerstande, den er in diesem Lande und besonders beim Klerus gefunden, mit rühmlicher Ausnahme des Fürstbischofs, der Cisterziensersliste Sittich und Landstraf und der Karthause Freudenthal. Doch dem festen beharrlichen Willen der Kaiserin, dem Eifer und der Hingebung der von ihr erkorenen Organe gelang es, daß schon aus dem Jahre 1778 in des bekannten Schlözer Briefwechsel aus Krain zu lesen ist: „Unsere rohen Bauernkinder lernen nicht allein deutsch, Religion, Höflichkeit u. s. w., sondern auch ihre eigene Muttersprache vollkommener als vorhin. Geht das so fort, so wird in dreißig Jahren die Monarchie ganz umgeschaffen sein. Der Himmel gebe der Sache nur immer einen guten Fortgang, wie es unser Fürstbischof und alle vernünftigen Patrioten vom Herzen wünschen.“

Die Volksschulen waren vereinigte Knaben- und Mädchenschulen, doch machte sich in den bedeutenderen Orten auch das Bedürfnis nach abgesonderten Mädchenschulen fühlbar. Diesem Bedürfnisse ward schon früher in den Räumen gewisser Frauenklöster abgeholfen und es sollte auch

fehlt dabei verbleiben, so daß es, wie die Hofkanzlei in Beziehung auf die Ursulinerinnen in Laibach, von denen ich weiter unten wieder sprechen werde, erklärte, bei dem Vorhandensein solcher Klosterfrauen der Errichtung besonderer Stadtschulen für Mädchen nicht bedurfte. Selbiger erzählt uns auch, daß auf Befehl Maria Theresia's „die Fräule Kohlöffel“ in Wien wohl abgerichtet und sodann auf kaiserliche Kosten nach Laibach, nach Görz und Triume abgeschickt wurde, um den dortigen Klosterfrauen die Unterweisungsort beizubringen.

Die Erziehung in den Töchter Schulen sollte, wie jene der Knaben, auf die Muttersprache gebaut werden, und die Monarchin duldet es nicht, daß die Fräulein, um gut französisch zu lernen, in einem gewissen Kloster der Residenz des deutschen Kaisers der Gefahr ausgesetzt bleiben sollten, die deutsche Sprache zu vergessen, oder doch solche zu vernachlässigen.

Ueberhaupt ist es ein Grundzug des unter Maria Theresia entworfenen Unterrichtsplanes der Volksschulen, daß den Kindern eine gründliche Bildung in den einzelnen Fächern zugeführt, hauptsächlich aber auf die Erziehung derselben ein vorzügliches Gewicht gelegt werden sollte.

Daß Maria Theresia's Schulordnung in beiden Richtungen einen fruchtbaren Samen ausgesät hat, lehrt die Geschichte Oesterreichs in den letzten Dezennien des XVIII. und in den ersten des XIX. Jahrhunderts, wo die Völker einerseits einen gewaltigen Aufschwung im Geistesleben bekundeten, anderseits aber die bürgerliche Tüchtigkeit eine so hervorragende war, daß sie mit dem größten Opfermuthe die Drangsale der französischen Invasionskriege aushielt und aus dem allgemeinen Weltkampfe die für Abend- und Morgenland gleich wichtige „Ostmark“ glücklich errettete.

Was speziell unser Land betrifft, so bildete die durch Maria Theresia's Fürsorge berücksichtigte gerechte Würdigung des nationalen Momentes in der Volksschule die Grundlage der später eingetretenen gesunden, organisch entwickelten Aufnahme unserer nationalen Literatur.

Die slovenische Dichterschule, die am Ende des XVIII. Jahrhunderts begann und mit ihrer Ausbildung in das Unserige hereinragte, konnte, wenn auch nicht auf Maria

Ferberien's Institute baürend, doch ein gut Stück der im Volke gefundenen Sympathien demselben zuschreiben, und es war geradezu eine Kurzsichtigkeit Vodnit's, wenn er das französische Regime, oder besser gesagt, die französische Revolution besang, die nur den äußeren Anstoß zum nationalen Aufschwunge unseres Volkes gegeben, während er, wie er später selbst es süblte, lieber die durch Oesterreichs gültige Kaiserin lange früher zu Grunde gelegte Vorbedingung dieses nationalen Erwachens hätte besingen sollen.

Auch die der weiblichen Jugend Krains durch die aufgebeßerten Mädchenschulen gewidmete größere Pflege ward in der schweren Zeit französischer Okkupation den Bedrängten eine mächtige Stütze; denn gewann auch der fecke, feurige Franke und die durch ihn ins Land gebrachte sogenannte „Zivilisation“ in weltlichen Dingen für den Moment und vielleicht auch weiter hinaus einen scheinbar feinen Halt, so fehrte doch nimmer der, alles Völkerglück untergrabende Nationalismus bei uns ein, denn die echte Frömmigkeit unserer Frauenwelt wehrte ihm den Eintritt, und wir haben an der heroischen That „der Weiber von Beldeß“, die sich den heiligen Schatz von Inselfwerth nicht rauben ließen, den schönsten Beweis von der religiösen Gesinnungstüchtigkeit der krainischen Frauen jener Tage.

Hatte auch der lebenslustige Franzmann während seiner Anwesenheit im Lande, unser Volk in den Taumel von Fêtes aller Art hineingerissen, denn die Geschichte und noch lebende Augenzeugen erzählen davon, wie jeder geringste Anlaß aufgegriffen wurde, ein Nationalfest der großen Nation zu feiern; hatte auch der Bürgerstand Krains und vornehmlich Laibachs, der aus der französischen Zwischenherrschaft den größten Nutzen zog, sich vollends in dieses Treiben eingelebt, was ihm beides — Ursache und Wirkung — in den bald gefolgten glanzvollen Tagen des Laibacher Kongresses zu Statten kam; hatte — um kurz zu sein — so die schon im XVII. Jahrhunderte in unser Land vorgedrungene französische Modethorheit sich jetzt das Terrain wieder ganz und gar erobert, so war diese Eroberung, gleich der politischen, dennoch nur eine vorübergehende und der im innersten Kerne gesunde Sinn unseres Volkes wandte sich wieder jenem

Elemente zu, das den Siegesritten des modernen Cäsars in jener ewig denkwürdigen „Völkerschlacht“ des 16. und 18. Oktober 1813 ein Endziel gesetzt hatte, — dem Deutschtume.

Mit Oesterreichs schützendem Doppelaar war der Friede auch in unser Krain wieder eingezogen, ruhig und geordnet — wenn auch langsam — ging die Entwicklung unserer Verhältnisse weiter, und dem Regierungssysteme gemäß bildete sich Alles nur unter der Leitung der vom Staate dazu erkorenen Organe.

Blieb dabei manches zurück, was bei freiem Bewegen der beteiligten Kräfte rasch seiner Blüthe zugeeilt wäre, lastete über Vielem, ein unserem konstitutionellen Bewußtsein arg und unerträglich scheinender Druck, so ist doch eines nicht zu übersehen, das von der Regierung, freilich auch unter manchen Beschränkungen, wieder in den Vordergrund gestellte, unter Maria Theresia so hoch gehaltene deutsche Wesen.

Ward ja in dieser Zeit am Hofe selbst das deutsche und ganz besonders das spezifisch österreichisch-deutsche Element sorgsam gepflegt, stand Oesterreichs Burgtheater als einziges Muster dramatischer Leistungen da, verbreiteten von der Reichshauptstadt aus, so wie in den Provinzen trefflich redigirte Zeitschriften (bei uns das „Illyrische Blatt“) und wissenschaftliche Organe (die Wiener Jahrbücher), deutsche Bildung und Kunde der eigenen Heimat, nahm eine Karoline Bichler durch ihre sittenreinen und patriotischen Werke einen durchwegs günstigen Einfluß auf unsere Frauenwelt, die sich ihr mit Vorliebe zuneigte, und wirkten noch manch' andere Momente mit den eben angedeuteten dahin, daß deutscher Geist bei den Völkern Oesterreichs an die Stelle des französischen zu treten begann.

Freilich ließ der höhere öffentliche Unterricht in eben derselben Zeit vieles zu wünschen übrig, es wehrten dabei die in diesem Zweige der Staatsverwaltung maßgebend gewesenen Organe eine Aenderung des gänzlich morsch gewordenen Schulplanes entschieden zurück (so die vom hochw. Herrn Prälaten Arnetts, Studien-Direktor von Oberösterreich in Vorschlag gebrachte) und es war besonders die deutsche Sprache gegenüber dem Latein äußerst stiefmütterlich behan-

deft. Doch dieser Mangel des Unterrichtssystems war gerade in unserem Lande durch lange Zeit hin paralysirt, indem nach den Worten des geistreichen Verfasser's der Brochure: „Die Unterrichtsfrage vor dem Reichsrathe“ ein tüchtiger Lehrer „invito codice“ an unserem Gymnasium für die Pflege der deutschen Sprache und Literatur durch Vorträge und Deklamationsübungen aus den deutschen Klassikern, vornehmlich aus Schiller's Dramen, in hervorragender Weise thätig war. Es war Franz X. Richter, der zugleich unermüdete Bearbeiter unserer heimathlichen Geschichte, der sie der Erste nach dem Vorgange moderner Geschichtschreiber auf Grundlage genauer Quellenprüfung nach allen Seiten hin bearbeitete, der unsere Jugend durch seine begeisternde Leitung in das Verständniß der Meisterwerke deutscher Poesie einführte, so ihren Sinn für das Schöne und Gute weckte und den Grund zu dem Aufschwunge der nationalen Literatur in den folgenden Dezennien legte.

Dem Enthusiasmus folgte das tiefere Studium der Dichterwerke und diesem wieder als reife Frucht die Nachbildung.

Und wie sollte nicht das slovenische Volk, das nach Jahrhunderte langen, blutigen Kämpfen mit dem Erbfeinde eben zur Zeit des hoffnungreichen Erstehens der weimar'schen Literaturepoche einen jugendlichen Aufschwung genommen hatte, sich bald lebhaft zum Dichter der „Ideale“, des Ewig-Schönen, Guten und Wahren, zu Schiller hingezogen fühlen?!

Ja, es ist charakteristisch, daß unser vorzüglichster dramatischer Dichter, daß Koseski (Besel) die ganze Fülle seiner hohen dichterischen Begabung der Uebertragung Schiller'scher Muse gewidmet hat. So besitzen wir durch ihn in unserer slovenischen Muttersprache wiedergedichtet: Die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina; von Balladen: den Grafen von Habsburg, den Gang zum Eisenhammer, den Faucher, das Lied von der Glocke, den Kampf mit dem Drachen, den Handschuh, die Würde der Frauen und die Kraniche des Ibykus.

War die Einwirkung Schiller's auf Koseski's Muse eine solche, daß diese sich mit dem Geiste und Stoffe der Schiller'schen zugleich innigst vermälte, daß es unsern Koseski

drängte, Deutschlands „Morgenröthe“ uns näher zu bringen, so war der Einfluß, den der Lyriker Preßern aus dem Verkehre mit dem deutschen Meister empfing, ein anders gearteter; — Preßerns Genius hatte sich außer den alten Klassikern, an den herrlichen deutschen Schöpfungen geläutert und ward dann seinem Volke selbst die Morgenröthe einer neuen Literaturepoche.

Er, der bisher unerreichte Sänger unseres Volkes blieb aber stets dankbar eingedenk des Bornes, aus dem er seine geläuterte Erkenntniß geschöpft hatte und seine hohe Achtung, die er dem Deutschthume — seiner erhabenen Lehrerin — fort und fort bewahrte, spricht am schönsten aus seinem deutschen Gedichte: „An die Slovenen, die in deutscher Sprache dichten,“ in welchem die dankbare Anerkennung gegenüber der deutschen Bildnerin im Vereine mit dem schönsten, reinsten Ausdrucke nationaler Begeisterung erscheint und wo die Schlußverse lauten:

Auch mein' ich, daß es ziemt dem Pflegesohne
Der Pflegerin ein Dankgeschenk zu reichen;
Von edlem Erz, nicht von gemeinem Thone
Sei doch das, was er bringt der Ueberreichen,
Die auf Armjeligkeiten blickt mit Hohne.

Kosecki's und Preßern's Schöpfungen, die anerkannt tüchtigen Leistungen unserer W. W. G. G. Ursulinerinnen = Konvente zu Laibach und Vack, von denen besonders der erstere durch die Leitung der vor wenigen Jahren in Gott verbliebenen allverehrten und geliebten Oberin einen so hohen Aufschwung in den Künsten der Malerei und Stickerie und besonders in der Anwendung derselben auf Gegenstände der christlichen Kunst genommen hat, die im Anschlusse an die Klosterschulen entstandenen Töchterinstitute unserer Hauptstadt, und im Ganzen die unwiderstehlich und unaufhaltbar vordringende höhere Bildung und der durch die größte geistige Errungenschaft unseres Jahrhunderts durch die Eisenbahnen glücklich vermittelte innige Verkehr mit den Ländern im Norden Krain's, mit Deutschland, sind die Momente, die uns an einer gesunden Entwicklung unseres Volkes nicht verzweifeln lassen.

Wir finden auf den Büchertischen unserer Frauen Schiller und Göthe, etwa die Amarantb von Medwig, und Heine's „vergoldetes“ Buch der Lieder; wir finden Deser's und Burow's treffliche Erziehungswerke für die verschiedenen Entwicklungsstufen des Weibes, der Mühlbach anziehende Romane aus dem Leben unserer unvergeßlichen Maria Theresia und ihres erhabenen Sohnes, des großen „Josef“, ja wir finden auch — Dank dem Einflusse unserer Musikgesellschaft — immer mehr die deutschen Meister auf den Stageres unserer Pianistinnen vertreten.

Zu den Büchern legen wir, wo wir sie noch nicht treffen, Presern's und Koseski's Werke, damit diese herrlichen Schöpfungen der „Großen unserer Nation“ durch den Einfluß liebender Mütter Eingang finden in die Herzen unserer Knaben und Mädchen, damit diese schon in zarter Jugend das ewig Schöne, Wahre und Gute durch die Muttersprache leicht vermittelt in sich aufnehmen, es dann später, wenn es ihnen aus den Klassikern des Alterthums, der Romanen oder Germanen entgegentritt, als alte Bekannte begrüßen, im Geiste vorgeschrittener Entwicklung wieder in sich aufnehmen und Eines oder das Andere aus ihnen auf solcher Grundlage die Nation mit neuen, Presern und Koseski ebenbürtigen Schöpfungen beschenken könne!

Wir hoffen, daß auf solche Weise unsere, wie für alles Gute und Schöne, so für echte Bildung und wahre Vaterlandsliebe empfänglichen Frauen den sichersten Damm gegen die Gefahren aufbauen werden, welche aus bedauerlichen Verirrungen der politisch-nationalen Zeitströmung für unser gesundes, begabtes und treues Volk zu erstehen drohen; ja, wir erkennen unsere Frauen als die Hütherinnen unserer Nationalität und als die Gründerinnen einer schönen, im Einklange mit der Entwicklung der gebildetsten Völker stehenden Zukunft unseres Volkes!

II.

Beziehungen hoher Frauen zu dem Lande Krain.

Die heil. Gemma.

(XI. Jahrh.)

Wer kennt nicht die schöne Mariensage von der Stiftung des kärntnerischen Klosters Gurk, aus dem das jetzige Bisthum gleichen Namens hervorgegangen, durch die fromme Gemalin Wilhelm II., Grafen von Friesach und Zeltschach — die heil. Gemma. Nachdem sie — wie der Chronist erzählt — aus wahrer Gottesliebe diesem ihren Heiland alle ihre zeitlichen Güter zugeeignet und sich gänzlich vorgenommen, der heil. Gottesgebärerin zu Ehren eine Kirche sammt einem Frauenkloster aufzubauen, stand sie nur noch an, auf welchem Plage und in welcher Gegend die Stiftung erbaut werden sollte. Da erteilte sie den Befehl, ein Paar Oesen an einen Wagen zu spannen, auf welchem sich das Bild „unserer lieben Frauen“ befinden sollte, und diese Thiere ganz allein, „ohne alles Vermahren und Treiben fort wandern zu lassen“, dieses beifügend, daß, wo sie stillstehen würden, und der Wagen ruhe, das Stift erbaut werden sollte. Es geschah alles nach Gemma's Befehl und an dem Orte wo der Wagen stillstand, ward das angelobte Stift erbaut.

Zum Unterhalt des neuen Gotteshauses bestimmte aber die fromme Stifterin die ihr gehörigen, in unserem Lande gelegenen Schlösser und Besitzungen Massensfuß, Greislach u. a. kleineren Güter, was alles einst zu ihrem Braut-schatze gehört hatte. — Die heil. Gemma ist 1048 am Tage Petri und Pauli — wie unser Chronist Bantscher schreibt — zu den Engeln gegangen.

Eine Schwester dieser hohen und heiligen Frau, eine Gräfin Katharina (von Weisstein) ruht unter dem Altare der heil. Katharina in der Kirche von Lees bei Beldeß, in deren Stiftbriefe diese „Katharina“ als Grüns-berin erscheint.

Juta, Herzogin von Kärnten.

(XIII. Jahrh.)

Diese Fürstin ruht mit ihrem Gemale, dem Herzoge Bernhard von Kärnten (gest. 1257) in dem von ihnen gestifteten ehemaligen Cistercienserkloster Maria Brunn — auch Frauenbrunn — bei Landsträß. „Kloster und Kirche stehen nun — schreibt Dr. Costa in seinen Reise-Gedächtnissen — bis auf wenige Zimmer verlassen da, und man fragt vergebens, unter welchem Schutthausen des allmählig einstürzenden Tempels die erlauchten Ueberreste ruhen.“

Das hohe Fürstenpaar hatte diese Stiftung nach vorher gethanem Gelübde nach dem Siege über den Bischof Gebert von Bamberg 1234 vollzogen und 1249 mit ansehnlichen Gütern und Besitzungen im Unterkrainer Boden vermehrt.

Anna, Herzogin von Kärnten.

(XIV. Jahrh.)

Am 3. September des Jahres 1313 starb zu Laibach Frau Anna, Herzog Heinrichs von Kärnten Gemalin und des Böhmenkönigs Wenzel Tochter (aus einer Ehe mit Kaiser Rudolf I. von Habsburg Tochter), sie wurde zur Beisetzung in das Cistercienserkloster Stams in Tirol abgeführt.

Margaretha Maultasch.

(XIV. Jahrh.)

Herzog Heinrichs von Kärnten, zugleich Grafen von Tirol, Tochter Margaretha, in der Geschichte wegen ihres großen Wundes „Maultasch“ zubenannt, griff nach dem Tode ihres Vaters, zu Folge der ihm vom deutschen Kaiser früher ausgesprochenen Nachfolge in den Ländern desselben alsbald nach der Regierung; doch sie hatte sich getäuscht. Der Kaiser hatte seine Ansicht geändert und erklärte 1335 2. Mai zu Linz die Länder Kärnten, (Krain) und Tirol als erledigtes Reichslehen, ertheilte sie aber zugleich den beiden mit ihm eng verbundenen Herzogen Albrecht II. und Otto von Oesterreich. Diese konnten jedoch nur Kärnten und Krain — und auch dieses bis zum Ausgange des Jahres 1336 nicht vollends — in Besitz nehmen, Tirol blieb zu Folge des Friedens vom 9. Oktober 1336 der Margaretha Maultasch.

Elisabeth, Königin von Ungarn.

(XIV. Jahrh.)

Von dieser Fürstin rührt die Stiftung unseres Laibacher Bürgerspitales, welches von ihr im Jahre 1345 errichtet wurde. Sie war eine Tochter Wladislaus I., des Kleinen, Königs von Polen, dritte Gemalin Karl Roberts des Königs von Ungarn, eines Sohnes des neapolitanischen Königs Karl Martell (aus dem französischen Hause Anjou). Sie ward Witwe am 16. Juli 1342 und starb als solche im Jahre 1381.

Der Anverwandtschaft mit dem königlichen Hause Anjou und dem leicht anzunehmenden, damit in Verbindung gewesenen Umstande, daß sie nach dem Tode ihres Gemals nach Neapel reiste und bei dieser Gelegenheit Laibach besuchte, verdanken die Bürger dieser Stadt die Errichtung des so wohltätigen Institutes.

Die ursprüngliche Stiftung bestand in jenem Theile des nun so ausgedehnten, sogenannten Bürgerspitalgebäudes, in welchem die vor wenig Jahren aufgehobene und zu einem Handelsgewölbe umgestaltete, von der frommen Gründerin ihrer Namenspatronin, der heil. Elisabeth, gewidmet gewesene Kirche sich befand.

Dieses Kirchlein war in der Zeit der Reformation das Bethaus der Protestanten; in demselben predigten Truber, Spindler, Dalmatin; seinem Schutze wurde die Leiche des bei Budaschi 22. September 1575 gefallenen krainischen Helden und Staatsmannes Herbard VIII. von Auersperg anvertraut; seine stillen Räume waren es aber auch, die den glaubenseifrigen und feurigen Bischof Thomas Obrön in seinem Wirken als Gegene reformator einen lutherischen Prediger mit eigener Hand von der Kanzel stoßen sahen.

Im Laufe der Zeit erhielt die Stiftung durch Schenkungen und Legate immer bedeutendere Zuflüsse.

Im Jahre 1771 wurden alle der Stiftung eigenthümlichen Realitäten, mit Ausnahme der Gebäude, verkauft und der Erlös nutzbar angelegt.

Im Jahre 1773 wurde zur Erweiterung und Regulirung des Bürgerspitalgebäudes geschritten und es wurden alle zur Bürgerspitalstiftung gehörigen Häuser zu einem

großen Hauptgebäude umgestaltet. Sämmtliche bisher einzeln gestandenen Häuser waren sogenannte Patident- (Pachtgebing-) Häuser, nämlich solche, welche wegen der tapfern Haltung der Bürger während der Belagerung Raibachs durch Herzog Albrecht von Oesterreich und den Grafen von Cilli (1440) in Folge Privilegiums Kaiser Friedrich III. von der ständischen Haussteuer und vom Laudemium befreit worden waren und jährlich nur einen Kreuzer als Zeichen der Unterthänigkeit an die Magistratskasse zu entrichten hatten, welche Abgabe bis zum Jahre 1580 immer in der Mitternachtsstunde des 30. September im feierlichen Aufzuge nach der Haupthalle des Rathhauses erfolgte.

Der ganze Adaptirungsbau (im Jahre 1773) kostete 19.479 fl. (und einige Kreuzer), wozu die Kaiserin Maria Theresia den Beitrag von 2000 fl. aus eigener Chatouille spendete.

In dem ausgedehnten Gebäude, wie es noch heute als eine Zierde unserer Stadt dasieht, wurden bis zum Jahre 1787, insoweit die Vermögenskräfte reichten, die verarmten und erwerbsunfähigen Bürger Raibachs, deren Witwen und Kinder mit allem Erforderlichen versehen und auch andere hilfsbedürftige und momentan ins Unglück gekommene Bürger unterstützt. Im Jahre 1787 trat aber eine Wendung im Leben dieses Institutes ein, es wurde der Hauptarmensfond errichtet und die Unterbringung der Bürger im Gebäude selbst hörte auf. Es erfolgte die Hilfeleistung „auf die Hand“, wie es noch heutzutage durch Verleihung von Pfründen der Fall ist.

Anna, Gräfin von Ortenburg.

(XIV. Jahrh.)

Eine geborene Gräfin von Krupp, war sie die Gemalin jenes Otto Grafen von Ortenburg, der 1370 zu Reifnitz starb und welchem Herr Pfarrer Elze in seiner unlängst erschienenen Skizze: „Gotschee und die Gotschewer“ die Kolonisation dieses Ländchens mit Deutschen aus Thüringen und Franken (um die Mitte des XIV. Jahrh.) mit Recht zuschreibt. *)

*) Wir erkennen eine frühere Kolonisation des Gotschewerlandes und zwar speziell der Gegend von Tschermoschnitz und Pöllandl durch die Freisinger Bischöfe und zwar mit Deutschen aus dem Lurgau. (Die historischen Belege dafür folgen an einem andern Orte.)

Gräfin Anna nahm nach dem Tode ihres Gatten den Schleier und bezog eine Zelle des im Jahre 1238 durch den Patriarchen von Aquileja und die Herren von Stein gestifteten Frauenklosters zu Michelfletten, in welchem Kloster bald nach der Stiftung auch Agnes, die Gemalin des Herzogs Friedrich II. von Oesterreich, ihre Wohnstätte genommen hatte.

Die verwitwete Gräfin von Ortenburg machte diesem Stifte, sowie dem Kloster der Augustiner in Laibach und der Pfarre Radmannsdorf bedeutende Schenkungen; der eigene Besitz von Krupp und die ausgedehnte Hinterlassenschaft ihres Gemals setzte sie dazu in Stand.

Gräfin Barbara von Cilli.

(XV. Jahrh.)

Aus dem mächtigen Geschlechte entsprungen, dessen Stammschloß in Trümmern noch stolz in das liebliche Sannthal hinabschaut, war Gräfin Barbara, die Tochter des XVIII. Landeshauptmanns von Krain, Grafen Wilhelm von Cilli. Solchem Geschlechte angehörend, das durch das XIV. und XV. Jahrhundert hin sich das volle Ansehen einer fürstlichen Dynastie zu verschaffen und zu erhalten wußte, wurde sie 1401 die Gattin des Königs Sigmund von Ungarn und Böhmen, nachmaligen deutschen Kaisers, als sich dieser, vor den Ungarn flüchtend, in den Schutz ihres Vaters begeben hatte.

So also — sagt Balvasor mit süchtlicher Freude — eines Landeshauptmanns in Crain Tochter, Königin in Ungarn und Böhmen und hernach römische Kaiserin worden.

Viridis, Herzogin von Oesterreich.

(XV. Jahrh.)

Die Tochter des Herzogs Barnabas Visconti von Mailand, war sie vermält an den krieglustigen tapfern Herzog Leopold III. von Oesterreich (1365 — 1386), der ob der vielen Tugenden von Edelmut und Großherzigkeit, die er übte, im Volke den Beinamen des Wieder erhalten hatte.

Von allen Seiten von neidischen Nachbarn umgeben, mußte Leopold in seinem ausgedehnten Länderbesitze (Steier-

mark, Kärnten, Krain, Tirol und in den Familienbesitzungen in Schwaben und Elfaß) immer auf Deckung der Grenzen bedacht sein. Vor Allem war ihm das Vorschreiten der Eidgenossen in den österreichischen Vorlanden zuwider — er trat dem Bunde des schwäbischen Herrenstandes gegen die freien Städte bei — die Eidgenossen meinten, dieser Bund sei gegen sie gerichtet, die Gereiztheit wurde auf beiden Seiten immer stärker, das Ende war die Schlacht bei Sempach (9. Juli 1386), aus welcher die Ueberlieferung von Seite des Schweizer Helden Winkelried erzählt: „wie er den Eidgenossen Weib und Kinder empfahl, um an denen zu vergelten, was er für sie thue, dann mit seinen Armen die Spieße der Feinde umfaßte und den Seinen eine Gasse bahnte“; von dem „biedern“ Leopold aber die Chronik rühmt „wie er die Mahnung seiner Ritter, zurückzubleiben, mit den Worten erwiderte: Die Schande steht mir nicht an vor Fürsten, Rittern und Knechten; das Beste was nun Jeder thut, ist, siegen oder sterben; ich will mit Euch in dieser Noth, das sollt Ihr mir nur glauben, besser ist's, mit Ehre todt, denn schändlich da stehen vor den Frauen, und wie er auf den Ruf des schwankenden Bannerträgers: „Retta, Oesterreich, retta!“ zu Hilfe eilend von den andrängenden Eidgenossen erschlagen ward. Herzogin Viridis bezog die zu stiller Witwentrauer so ganz geeignete Gegend von Sittich, wo sie ein auf einem Berge neben der Kirche St. Lambert zu Pristaviza gelegenes, eine Stunde vom herrlichen Stifte in nördlicher Richtung entferntes Schloß bezog, welches jedoch schon Balvasor in Trümmern sah.

Die noch erhaltene Chronik dieses seit 1784 (23. Oktober) aufgehobenen Cistercienserstiftes rühmt und preist sie als vorzügliche Wohlthäterin dieses Klosters, da sie nicht ein Jahr vorübergehen ließ, ohne demselben bedeutende Schenkungen an Realitäten zu machen, „wie es denn sowohl die grünen Wiesen und Felder, als auch die Pergamente im Archive erzählen konnten.“ Sie starb — nach Schönleben — im Jahre 1425 und wurde in der Stiftskirche zu Sittich an der Evangelienseite des Hochalters beigesetzt. Noch ist der Grabstein erhalten, der die Stelle bezeichnet, aber leider an demselben ob der darüber gezogenen Kalktünche nichts weiter als die Viscont'sche Schlange, mit dem Kinde im Mache, erkennbar.

Dasselbe schöne Gotteshaus birgt nach den Aufzeichnungen der Stiftschronik auch die Gebeine der Wohlthäterin Sophie, Markgräfin von Färien (XIII. Jahrh.) und Agnes, der Gemalin Herzog Ulrichs von Kärnten und Krain (ebens. im XIII. Jahrh.)

Eleonora, Gemalin Kaiser Friedrich III.

(XV. Jahrh.)

Es ist Donna Leonor von Portugal, „ein Vorbild weiblicher Schönheit und Anmuth, geziert mit den seltensten Gaben des Geistes und Herzens“, die Mutter Kaiser Maximilian I., die in diesem Sohne dem alternden Stamme einen Sprößling gegeben hatte, „von der Vorsehung bestimmt, Habsburgs Würde und Macht zur ersten der Welt zu erheben.“

Diese herrliche Frau ist es, die durch zwei vorzügliche Ereignisse in Beziehung zu unserem Lande trat, durch die von ihrem Gemale Kaiser Friedrich III. vorgenommene Stiftung des Laibacher Bisthums (6. Dezember 1461) und durch die von ihr an der Seite ihres Gatten mit so großem Muth ausgehaltene Belagerung in der Burg zu Wien (1462 Oktober — Dezember), welcher Schmach Krains Ritterschaft, im Vereine mit den Böhmen unter Poděbrad ein Ende machten.

Es geht die fromme Sage, Kaiser Friedrich habe in Folge eines Traumes, von Engeln dazu angeleitet, das Laibacher Bisthum gegründet, worüber der unserem Lande so gnädige und gewogene Fürst auch wirklich am 6. Dezember 1461 in Graz die Stiftungsurkunde ausstellte und so dem Lande das schönste Nikolausgeschenk beschierend, die aus dem Jahre 745 stammende Kirche des h. Nikolaus zur Kathedrale erhob.

Das eben abgelaufene Jahr ließ uns den 400jährigen Bestand dieser für das Land so bedeutungsvollen Stiftung feiern.

Der im Jahre 1701 abgetragene Dom enthielt das unter Bischof Thomaš Chrön (1613) angefertigte Motivbild der Gründung, worauf Friedrich III. und Leonor (dann Maximilian I. und Ferdinand II. unter dessen Regide der Bischof wirkte) dargestellt erscheinen; die darauf bezügliche Inschrift, die uns gleich dem Wilde in Thalnitzer's von

Thalberg handschriftlich erhaltener Geschichte des Raibacher Domes überliefert ist, nennt die Kaiserin geradezu als Mitgründerin.

Und was ist wahrscheinlicher als dieß, wenn man alle Momente ins Auge faßt: Friedrich's frommen Sinn, Leonor's Abstammung aus dem „katholischen“ Portugal, beider unablässiges Bemühen, ihre Länder zu beglücken, dazu wahrscheinlich die äußere Anregung durch den Papst Aeneas Silvius Piccolomini, der die hohe Frau bei Gelegenheit ihrer Vermählung — damals Bischof von Triest — aus Neapel eingeholt und seinem Herrn und Kaiser zugeführt hatte und vielleicht auch durch den nachherigen ersten Raibacher Bischof Sigmund von Lamberg, des Kaisers Almosenier und Beichtiger.

Die Belagerung der „Hofburg“ durch die Aufständischen und von des Kaisers eigenem Bruder (Albrecht) angeeiferten Wiener Bürger, war das zweite hervorragende Faktum, das die hohe Frau in noch nähere als die gewöhnliche Beziehung zu unserer Heimat brachte. Wie die Kaiserin im August des Jahres 1461 hoch zu Roß, nur von einigen Jungfrauen begleitet, in Wien inmitten der Kriegerschaaren, die bestimmt waren, die Kaiserstadt vor Herzog Albrecht zu schützen, erschienen war, dieselben gemustert, zu tapferem Widerstande ermuntert und so durch ihr persönliches Beispiel und ihre muthvolle Hingebung Wien dem Kaiser erhalten hatte, so wie sie auch jetzt, am 5. Oktober des Jahres 1462, als die Wiener in frechem Uebermuthe ihrem Herrn den Abgabebrief zusandten und die Burg mit bewaffneter Hand umlagerten, männlichen Muthes den Antrag der Rebellen, ihr und ihrem Sohne freien Abzug zu gewähren, zurückwies, und ertrug mit ruhiger Fassung alle Gefahren und Entbehrungen einer mehr als sechs Wochen dauernden Belagerung.

Wilhelm von Auersperg war es, der in allernächster Nähe, „da er“, wie der Kaiser später bei Verleihung der Erblandmarschallswürde von Krain an dieses edle Geschlecht selbst es schrieb, „in der Burg vestiglich blieben ist“, die Leiden und Drangsale der Majestäten mit erfuhr.

Der „Zuzug“ aus Krain — der ein ganz bedeutender war — hat das Verdienst und den Ruhm neben den Böhmen die ersten zum Entsage

der Kaiserburg herangerückt zu sein. Die Aufzeichnungen darüber und so vorzüglich die in Folge dieses treuen Benehmens vom Kaiser dem Lande Krain ausgefertigte Wappenverbesserung, — Gold, und statt des bisherigen Herzogbutes die kaiserliche Krone — enthalten die Worte des Kaisers: daß die Edelleute aus Krain vor Allen nach Wien geeilt, Tag und Nacht zur Befreiung seiner kaiserlichen Majestät (im Briefe an die Auersperge heißt es weiter: seinem lieben Gemal und Sohn) gestritten, gekämpft und sich im Sturme männlich ausgezeichnet haben.

Am Tage der h. Jungfrau Barbara (4. Dez.) verließ die Kaiserin mit ihrem Sohne Maximilian die Burg, geleitet von Zdenko von Sternberg und seiner Kriegerschaar. Verböhnt von der Hefe des Volkes erreichte sie das Thor von St. Theobald und zog durch die schneebedeckte Landschaft nach der treuen Neustadt. Wien betrat Leonor in den 5 Jahren, die sie noch lebte, nie wieder; und doch durfte auf ihren ausdrücklichen Befehl Niemand gegen den kleinen Maximilian jener düstern Erlebnisse in der Burg zu Wien erwähnen*), um dem jugendlichen Gemüthe des einstigen Herrschers keine Abneigung gegen die Wiener einzusflößen!

Marie von Innerösterreich, Erzherzogin zu Oesterreich, Herzogin von Baiern.

(XVI. Jahrh.)

Es ist eine schöne Erscheinung, daß in der Hausgeschichte der Habsburg'schen Dynastie die Erinnerung an vorzügliche Frauen, die ihrer Geburt nach, oder durch die Bande der Ehe dieser erlauchten Kaiserfamilie angehören, sich so oft an den Namen Maria knüpft.

Jene holde Marie von Burgund, die „ihrem“ Mar zu früh durch den Tod entrissen ward (sie starb 1482), eröffnet 1477 die Reihe, sie, von der Schiller die Jung-

*) Die Details aus dem Leben Leonors sind dem ebenso gründlich als anziehend gehaltenen Aufsatze von Ernst Birk: „D. Leonor von Portugal, Gemalin Kaiser Friedrich III. (Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften 1859)“ entnommen.

frau von Orleans zu Philipp dem Guten ob seines Hauses Zukunft prophetisch sagen läßt:

In einer Jungfrau lebt es glänzend fort
 Und sceptertragende Monarchen, Hirten
 Der Völker werden ihrem Schooß entblühen,
 Sie werden herrschen auf zwei großen Thronen,
 Gesetze schreiben der bekannten Welt
 Und einer neuen, welche Gottes Hand
 Noch zudeckt hinter unbeschnitten Meeren.

(Akt III. Scene IV.)

und bei deren mit Triumphzügen und Festen aller Art gefeierten Vermählung in Gent, der spätern Wiege ihres Onkels des großen Kaisers Karl V. auch ein hochgestellter Landmann, der aus Krain gebürtige Bischof von Wien, Georg Slatkoina, dessen Grab-Denkmal im Stephansdome prangt, als Hofkaplan des Erzherzogs Maximilian zugegen war.

Ihr folgt die feste, unerschütterliche Maria von Ungarn, Karl V. und Ferdinand I. Schwester, die nach dem Tode ihres unglücklichen, in der Schlacht bei Mohacs im Sumpfe erstickten Vaters Ludwig I. die Statthalterschaft in den Niederlanden übernahm und dieselbe mit solcher Kraft und Tüchtigkeit leitete, daß die immer zum Aufstande geneigten Flämänder vor ihr mehr Furcht hatten als vor dem Kaiser selbst.

Für diese Maria ordnete König Ferdinand (ihr Bruder) den Laibacher Bischof, den ob seiner ritterlichen Tugenden ausgezeichneten und allbekannten Christof Freiherrn von Rauber nach Ungarn ab, um einerseits den vom Wojvoden Johann von Zips ausgeschriebenen Landtag zu verhindern, anderseits um den einzelnen Landherren die Erinnerung wegen des zur Bestimmung des „Leibgedinges“ (für Maria) nach Bressburg berufenen Landtages (1526) zu überreichen, zu welchem Ende er ihm 260 Beglaubigungsschreiben mitgab. *)

Dann folgen Maria von Innerösterreich, Herzogin in Baiern; Maria Anna, ebenfalls Herzogin in Baiern, die Gemalin Erzherzogs, nachmaligen Kaisers

*) Von dieser trefflichen Fürstin hat vor Kurzem mein Freund, Dr. Sacher, in seinem Buche: „Ungarns Untergang und Maria von Oesterreich (Leipzig, L. O. Weigel) ein äußerst anziehendes Bild entworfen.

Ferdinand II., zu deren Vermählung die Stände Krains eine prachtvolle Denkmünze prägen, und nebst andern werthvollen Geschenken durch eine „ansehnliche“ Gesandtschaft, den Bischof Chron an der Spitze, überreichen ließen; Marie, Erzherzogin von Oesterreich und Infantin von Spanien, über deren Ankunft in Laibach (1631) die nächste Abtheilung handelt; Maria Theresia, die unvergeßliche Landesmutter, derer wir bereits gedacht und bald ganz ausführliche Erwähnung thun werden; und zuletzt deren schöne, mit den herrlichsten Anlagen begabte Tochter, Marie Antoinette, die „Oesterreicherin“, wie sie der wankelmüthige Franzose zuerst mit Begeisterung, dann im Tone der Blasphemie und zuletzt mit dem Ausdruck des tödtlichsten Hasses genannt hat, die dazu bestimmt war, im Verein mit ihrem „gutherzigen“ Gatten die Schuld seiner Väter durch den Tod zu sühnen, aus welcher Sühnung freilich aber neue untilgbare Schuld für das französische Volk entsprang!

Doch wenden wir uns nach diesem Exkurse der in der Aufschrift dieser Abtheilung genannten „Maria von Innerösterreich“ zu.

Von ihrem Biographen, Friedrich von Hurter, „das Bild einer Christlichen Fürstin“ genannt, war sie besonders ausgezeichnet durch die Festigkeit ihres Charakters im Allgemeinen und durch die unerschütterliche Treue, mit der sie in den Zeiten der schwersten Prüfungen an dem in der heil. Taufe gelobten katholischen Glaubensbekenntnisse festhielt.

Als Gemalin Erzherzog Karls, des Regenten von Innerösterreich, d. h. der drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain, war sie in das Gewoge der konfessionellen Parteilandschaft ihrer Zeit mitten hineingestellt, bildete aber in den Tagen der größten Stürme und des größten Drängens der Bluthen einen sichern Port für die Anhänger des von ihr vertheidigten Glaubens. War sie in der Defensiv stark und sicher, so war sie, als die Verhältnisse es gestatteten, gegen die Andersgläubigen angriffsweise vorzugehen, streng und unerbittlich, ja geradezu oft hart.

Von ihr gingen die Maßregeln zur Vertreibung der evangelischen Prediger zumeist aus, sie wirkte in Religionsangelegenheiten auf ihren, in Ingolstadt bei den Jesuiten erzogenen Sohn, als dieser nach dem Tode seines Vaters

und nach der kurzen Vormundschaft, die sie und die Oheime über ihn geführt, die Regierung seiner Länder übernommen hatte; an sie wandten sich die Leiter der Gegenreformation, so aus Krain der schon öfters genannte Bischof Thomas Ehrön, mit der Bitte, bei Ferdinand darob zu sein, daß das Werk der Ausrottung des Protestantismus vorwärts schreite.

In diesem Sinne schrieb sie, auf der Reise nach Spanien begriffen, von Triest aus (2. November 1598) an ihren Sohn: „unser heber her gebe dir glich zu Laibach, daß du die Prädikanten (evang. Prediger) auch dort Stöbern kannst“ und in demselben Briefe weiter unten: „unser lieber herr der gebe sein gnad, das du mir von Laibach bald etwas guets schreiben khannst.

Das Jahr zuvor, 1597 (Februar), war sie mit Ferdinand, als dieser die Huldigung von Krain empfing, in Laibach selbst anwesend und nahm Theil an all den kirchlichen Festen (der Kirchweibe in der Schloßkapelle des heil. Georg, der Einäscherung am Aschermittwoch (19. Februar) und den weltlichen Vergnügen (der Lustfahrt am Laibachflusse, dem vom Deutschordens-Komthur, Marquard von Egk veranstalteten Rennspiele und den von den Ständen und einzelnen Personen zu Ehren der hohen Gäste gegebenen Bankets), worüber die Aufzeichnungen des Bischofs Ehrön die genauen Details enthalten. — Maria starb 1608 in Graz.

Marie, Infantin von Spanien, Erzherzogin von Oesterreich.

(XVII. Jahrhundert.)

Gleich am Beginn des Jahres 1631 — 5. Februar — erlebte die Stadt Laibach nach den vielen, durch Theuerung und Pest getrühten Tagen der vorangegangenen Jahre wieder einmal ein recht freudiges Ereigniß, die Ankunft der Infantin von Spanien, Erzherzogin von Oesterreich und Gemalin König Ferdinand III. Marie und des Erzherzogs Leopold.

Die hohen Gäste kamen am Abend zu Wasser von Oberlaibach her. Da jedoch wegen der durch starken Regen und häufigen Schnee zu sehr angeschwellten Wassermenge das

Landen im Innern der Stadt gefährlich schien, so harrten die Landesobrigkeit, die Prälaten und viele vornehme Kavaliere des Landes in der Tirnau, außerhalb des deutschen Thores, der Ankommenden. Zwei Kompagnien „gerüsteter Pferde“, die von der Landschaft aus bezahlt wurden, waren in „statlicher Mundirung“ aufgezogen und „häuften den Vortrab an.“ Die Stadt-Garde, unter ihrem Hauptmann Joh. B. Verbezy, bildete Spalier vom deutschen Thore bis zum Bischofshofe.

Die Stadtvertretung hatte sich „mit 12 brennenden weißen Lichtern, sammt einem grünen, mit Gold gestickten Baldachin“ am deutschen Thore aufgestellt und empfing die in einer offenen Sänfte getragene Fürstin und den Erzherzog, der ihr voraus ritt, mit einer kurzen Bewillkommensrede, welche der geschworene Schrankenadvokat, Johann Butschar vorbrachte und darin Marie als „Mutter“ des österreichischen Gesamtvaterlandes begrüßte. Nachdem diese Rede beendet war und der Erzherzog sich für dieselbe „gar gnädigt“ bedankt hatte, ging der Zug weiter nach der Nikolai-Domkirche.

Da wurde nun still gehalten und die ausgerückte Garde stand am Plage unter dem Gewehre. Damit endete der für Laibach so freudenvolle Tag.

Eine Beschreibung dieses allerhöchsten Besuches ließ der genannte Schrankenadvokat Butschar noch im selben Jahre, in deutscher Sprache, in Laibach in Druck erscheinen.

Maria Theresia, Kaiserin-Königin.

(XVIII. Jahrh.)

„Unter allen Selbstherrschnerinnen, welche Kronen getragen, ist Maria Theresia ein Vorbild häuslicher und fürstlicher Tugenden, welches von Wenigen erreicht, von keiner überboten wurde.“

In diesen Worten ist die unvergeßliche Kaiserin in Kürze treffend charakterisirt.

Es führte in der That zu weit, alle die herrlichen Seiten ihres Wesens aufzuzählen, durch die ihr Andenken bisher geheiligt blieb und es auch fernerhin noch bleiben wird.

Die Tradition und frühere Aufzeichnungen haben schon lange ein zugleich erhebendes und entzückendes Bild von der

durch geistige und körperliche Vorzüge gleich ausgezeichneten Fürstin entworfen, das mit Farben ausgedrückt mächtig anzieht und dauernd festst.

Doch unsere, in allem gewaltig vorschreitende Zeit begnügt sich nicht mit diesen ursprünglichen Gemälden der Feder und des Pinsels, sie selbst will neue schaffen, holt sich das Materiale zu ersterem aus noch unbenützten Archiven herbei, und schon haben die Werkmeister Wolf, Karajan, Arnetb und Feil *) dazu Details vom höchsten Interesse geliefert.

Besonders ist Adam Wolf's Buch: „Das Hofleben der Kaiserin Maria Theresia“ für einen größeren Leserkreis bestimmt, welches ich Dir, liebe Leserin, aufs Wärmste anempfehle.

Fragen wir nun: was hat Krain — abgesehen von der alle Provinzen unseres Oesterreich gleich betreffenden großgedachten und fruchtbringenden Verfügungen der Kaiserin — ihrer weisen Sorgfalt besonders zu danken, so folgt als Antwort: Vor allem die Gründung der Gesellschaft des Ackerbaues und der nützlichen Künste, die durch ihre Aufmunterung und unter ihrem Schutze 1767 entstand, vorzüglich durch allgemeine Versammlungen der Mitglieder in der Zeit der Laibacher Jahrmärkte, durch Korrespondenzen mit andern Gesellschaften, auswärtigen und einheimischen Oekonomen, durch Preisfragen, durch Landesbereisungen zur Durchforschung des Landes in naturhistorischer Beziehung, durch Herausgabe periodischer Druckschriften, als: „der Sammlung nützlicher Unterrichte“, wovon drei Jahrgänge erschienen sind; des wöchentlichen Kundschaftsblattes und mehrerer Abhandlungen über verschiedene Zweige der Landwirthschaft in der Landessprache und durch die Gründung einer öffentlichen Schule für Landwirthschaft thätig war.

Maria Theresia versah diese von ihr ins Leben gerufene Anstalt mit Samereien, gut konstruirten Wiensstöcken, mit spanischen Buchtwidderu und Mutterschafen.

*) Die trefflichen Arbeiten dieser gründlichen Forscher sind in den Schriften der kais. Akademie der Wissenschaften enthalten.

Durch diese Gesellschaft erfolgte der erste Anbau des nun auch bei uns so wohlthätigen Nahrungsgewächses der Erdäpfel, die zuvor im Lande unbekannt gewesen.

Ein anderes Institut, das wenige Jahre früher (1758) ebenfalls durch Maria Theresia's Anregung und „gnädigsten Befehl“ zum Besten des Landes entstand, war das in seinen ersten Anfängen 1757 begonnene Waisenhaus der Stadt Laibach.

Das Archiv unseres Nationalmuseums bewahrt ein gedrucktes fliegendes Blatt, ddo. Laibach 13. Februar 1758 unter dem Titel: „Kurze Nachricht wegen Errichtung eines Waisenhauses in Laibach, im Herzogthume Krain“, enthaltend eine Aufforderung, dazu beizusteuern. Es zeichnet sich diese Aufforderung sowohl durch die Zweckmäßigkeit des darin gebotenen Organisationsplanes der gedachten Anstalt, hauptsächlich aber durch die im echten Sinne menschenfreundliche Auffassung derselben im hohen Grade aus.

Beide Institute, so schön begonnen, gingen mit den Jahren ein.

Erstere erstand im Beginne unseres Jahrhunderts wieder, um auf den alten soliden Grundfesten den durch die fortgeschrittene Zeit bedingten Neubau ausführend, fortzuwirken zum Heile der Gegenwart und der Zukunft.

Im Jahre 1814 ward „diese Landwirthschaft-Gesellschaft für Krain“ eröffnet und war ihr Wirken besonders in den 20er und 30er Jahren ein glänzendes, als sie unter der Regide des für Innerösterreichs Andenken ewig unsterblichen „Prinzen Johann“ und unter der Leitung des unserem Lande ebenso unvergesslichen Grafen Franz Hohenwarth gestanden hat. — Das Waisenhaus erstand nicht wieder, an seine Stelle trat, es zum Theile ersetzend, unsere Kleinkinder-Bewahranstalt, deren Zustand sich vorzüglich unter der eifrigen und umsichtsvollen Leitung des Comité-Mitgliedes, Herrn Ignaz Bernbacher, als ein dauernder gestaltete, für welche Theilnahme im Zusammenhange mit seinem Wirken für das Armenwesen unserer Hauptstadt, Herr Bernbacher (wie die Herren: Magistratsrath Schuschnig und A. Samassa) im Jahre 1844 von Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand durch die mittlere goldene

Zivil-Ehrenmedaille am Bande ausgezeichnet wurde. Die neueste Zeit sah auch das so äußerst wohlthätige Institut der Cüchtes in unsere Stadt verpflanzen, wo nun edle Frauen mit aufopfernder Sorgfalt das Wohl der armen kleinen Säuglinge überwachen.

Was in Maria Theresia's Regierungsweise mit Recht so sehr hervorgehoben und betont wird, ist der persönliche Einfluß auf alle Zweige der Staatsverwaltung, sowie auf die Verhältnisse des Reiches nach Außen, den sie immer bethätigte. War sie auch von den tüchtigsten Rathgebern für jede Seite ihres „Regimentes“ umgeben, so prüfte sie doch alles selbst, und bekannt sind ihre wahrhaft klassischen Randbemerkungen, mit denen sie die Referate ihrer Minister ausstattete.

Bekannt sind ferner ihre Korrespondenzen an die Gesandten, Minister, Landeschefs, Gelehrte, Künstler u. a., in denen sich immer Entschiedenheit des Charakters, Höheit des Geistes und der Güte des Herzens vereint ausdrückt.

Solcher Handbriefe der von den Zeitgenossen angebeteten „Brau“ finden sich auch bei uns in Krain, so an Grafen Maria Josef von Auersperg, wegen des Abten von Sittich, an den Probst von Neustadt, um seine Hilfe am Laibacher Landtage, wegen erhöhter Veissteuer zum siebenjährigen Kriege, u. a. mehrere.

Was ihren persönlichen Einfluß auf Staatsgeschäfte betrifft, so weisen die Registraturen unserer Landesbehörden denselben auch für unser Land genügend nach. Eines Falles mag in dieser Richtung hier Erwähnung werden, wie nämlich Maria Theresia in einem zweifelhaften Justizfalle, der sich in unserer Hauptstadt ergeben hatte, Recht sprach. Es war im Jahre 1741, daß der 5jährige Knabe des Thurmwächters sein Schwesterchen ermordete; die Richter waren unschlüssig, da für solch einen Mörder kein Gesetz bestand, sie wandten sich an die Kaiserin und diese befahl, dem Kinde einen rothen Apfel und ein Silberstück zur Wahl vorzulegen; fielse diese auf letzteres, so sei der Knabe hingerichtet. Es geschah wie die Kaiserin es angeordnet hatte. Der Knabe griff aber in der That nach der Münze, da er, wie er sagte, sich um dieselbe mehr als einen Apfel kaufen könne, und dem Gesetze ward nach dem Befehle der Monarchin Folge geleistet.

Was Maria Theresia für den Volksunterricht in Krain gethan, ist schon anderwärts erörtert worden; für die höheren Schulen geschah ebenfalls Manches; so schloß sich bei uns an die Gesellschaft des Ackerbaues die Errichtung einer Schule für Mechanik, unter der Leitung des ausgezeichneten Jesuiten Gabriel Gruber. Doch war, wie überhaupt in Oesterreich zu damaliger Zeit, so nach des gelehrten Haquet ausdrücklichem Zeugnisse vorzüglich in Krain das Gedeihen höherer Lehrzweige an Individuen gebunden, mit deren Abgehen oder Tode sie ebenfalls vom Lektionsplane unseres Lyzeums verschwanden.

Zudem war ja die Kaiserin, wie sehr ihr auch der Aufschwung von Kunst und Wissenschaft am Herzen lag und ihr deshalb die Gesandten jedes halbe Jahr umständlich über das Fortschreiten der Wissenschaften in andern Ländern, über Gelehrte, vorzügliche Entdeckungen, Zeitschriften und neue literarische Erscheinungen genaueste Berichte erstatten mußten, doch durch die politischen Ereignisse zu sehr in Anspruch genommen, um bei dem vielen, unter ihrem Sohne erst recht zu Tage gekommenen Widerstande einer „Partei“, die höheren Wissenschaften von jedem Einflusse frei zu machen und ihrer Blüthe im Staate Oesterreich zuzuführen.

Trotz alledem drangen doch hervorragende Leistungen gelehrter Oesterreicher in das Arbeitszimmer der Kaiserin und fanden, wenn ihre Aufmerksamkeit durch hochwichtige Staatsgeschäfte voreingenommen war, an dem kaiserlichen Gemale einen geneigten Freund. Besonders waren es die Mathematik und die Naturwissenschaften, die den Kaiser vor allen Wissenschaften ansprachen und so kam es, daß des Florianzhitz im Jahre 1744 erschienene Wapen des Herzogthums Krain „Höchstdessen“ Interesse derart erregte, daß derselbe seinen Hofmathematikus Nagel 1748 nach Krain absandte, um dieses Land in naturhistorischer Richtung zu erforschen, welcher Gelehrte sich sofort an Florianzhitz um Mittheilungen und Direktiven wandte, und noch im selben Jahre als Frucht seiner Forschungen einen umfassenden Bericht über seine Reise in Krain, 97 Blätter mit 22 Tafeln Kupferzeichnungen dem Kaiser überreichte, welche Handschrift gegenwärtig in der kais. Hofbibliothek in Wien bewahrt wird.

Aus all dem in dieser Abtheilung Angeführten geht hervor, wie auch unser Land der nach allen Richtungen segenverbreitenden Regentenweisheit Marie Theresia's theilhaftig geworden. So erscheinen die Ausdrücke der Trauer bei dem Hinscheiden der allgeliebten Kaiserin auch bei uns in vollem Umfange gerechtfertigt, und sind die aus jenen Tagen erhaltenen Trauergedichte auch nicht formvollendet, so lesen wir sie doch mit hoher Befriedigung ob der in ihnen ausgesprochenen Innigkeit und Wahrheit der Gefühle unserer Vorfahren!

Maria Leopoldina, verwitwete Kurfürstin von Pfalzbaiern.

(XVIII. Jahrh.)

In dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts nahm Ihre königliche Hoheit, die verwitwete Frau Kurfürstin von Pfalzbaiern, Maria Leopoldina, ihren Wohnsitz in unserer Hauptstadt, und es war vorzüglich die um das Jahr 1792 zu erneuerter Blüthe gelangte (aus dem XVII. Jahrh. stammende) philharmonische Gesellschaft dasjenige Institut, das die Neigung der hohen Frau gewann.

Es ist der „zum Gebrauche der auswärtigen Mitglieder der Gesellschaft“ zusammengestellte Katalog der Musikalien (vom 1. November 1794 — 30. Juni 1804) im Archive des historischen Vereines erhalten und weist uns den großen Zuwachs an klassischen Musikstücken, den der Verein im angegebenen Zeitraume von Freunden der Gesellschaft erhalten hatte. Unter den Namen der Geschenke prangt auch der „der Frau Kurfürstin von Pfalzbaiern.“

Die vertretenen Piecen theilen sich in: I. Kammermusik, Ouverturen, Symphonies, Konzertantes, Konzertes, Serenades, Septets und Sextets, Quintuors, Quatuors, Trio's, Harmonie. II. Sing- und Kirchenmusik, und III. Fortepiano.

Maria Anna, Kaiserin von Oesterreich.

Der hohe Wohlthätigkeitsinn dieser Fürstin ist allbekannt, und wie sich derselbe allen Kronländern des Kaiserstaates in gleicher Weise zuwendet, so auch unserem Krain.

Und da ist es besonders das durch seine Grotte weltberühmte Adelsberg, welchem Ort die Kaiserin niemals vorübergeht.

Alljährlich auf Höchstihrer Reise nach der Heimat Italien geruht Höchst dieselbe in Adelsberg das Nachtquartier zu nehmen, Tags darauf die heil. Messe zu hören, sich in der Umgegend zu ergehen und dann erst die Weiterreise fortzusetzen. Die Kirche und der Armenfond meines Geburtsortes sind außerdem die durch kaiserliche Huld reichlich beschenkt.

Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich.

Wer von uns, der den Spätherbst des Jahres 1856 in einem der drei Länder Steiermark, Kärnten oder Krain zubrachte, weiß nicht von dem hochbeglückendem Aufenthalte der Majestäten in Klagenfurt, Graz oder Laibach zu erzählen, wo die Völker Innerösterreichs zum ersten Male das Glück hatten, „die Rose aus dem Baierlande am Arme unseres ritterlichen Kaisers zu sehen; wie strahlte da nicht jedes Auge von beseligender Lust, wenn die hohe Frau, die unser Anastasius Grün „die Anmuth auf dem Throne“ nennt, durch die Reihen des Volkes dahinschritt, nach allen Seiten huldvoll und milde grüßend.

Ich kann hier nicht die einzelnen Festmomente aufzählen, welche sich vom 17.—20. November des genannten Jahres und am 11. März des folgenden in der Hauptstadt und in jenen Theilen des Landes Krain, die in der Reiseroute der Majestäten lagen, dem Auge und Herzen darboten, ich kann es um so eher unterlassen, da einerseits die Erinnerung daran noch so lebhaft in Jedermanns Brust fortlebt, anderseits ein Denkbuch (von Dr. G. S. Costa) die Details derselben nach den Zeitungen und den Berichten der mit der Leitung der Festivitäten betraut gewesenen Künstler und Techniker zusammengestellt, der Nachwelt bewahrt.

Wir heben nur zwei vorzüglich historische Momente heraus: Ihre Majestäten geruhten den 19. November 1856 — also Allerhöchstihren Namenstag — in unserem freundlichen Laibach zuzubringen, was Herr Karl Deschmann in einem, die Festaussgabe der (damals von ihm redigirten) Laibacher Zeitung begleitenden Gedichte äußerst zart auffaßte und eben so sinnig in folgenden Versen pointirte:

Am Tag, der Deinen hehren Namen trägt,
 Am Tag, den man den Seinen pflegt zu weih'n,
 Weilst Du bei uns, wo jedes Herz Dir schlägt,
 Geruh' auch uns den Deinen anzureih'n.

Am 11. März 1857 war der Adelsberger-Grotte glänzendster Ehrentag, denn an demselben betrat „Elisabeth“ die Räume „von Krainlands Wunderbau, wo tief in Grottennacht Krystalle blühen“, zugleich war zu Höchsthohem Empfange jene Scheidewand gewichen, die den gegenwärtig schönsten Theil unserer Grottenwelt, den mit jenem Tage „Franz Josef und Elisabeth-Grotte“ getauften, bisher verborgen gehalten hatte. Die anmuthigsten, lieblichsten Tropfsteingebilde, die man die Zeiten her kennen gelernt hat, bieten sich hier dem erstaunten Auge dar; an jenem schönen Tage glänzten sie der hohen Frau von der durch Ihren Eintritt für immer geweihten Urstätte in voller Pracht und Schöne entgegen.

Seit dem 20. Mai desselben Jahres steht bereits ein Denkmal des genannten Tages auf dem „Belvedere“: der Zukunft die jubelnde Freude der Gegenwart zu verkünden!

III.

Frauenbilder.

Veronika von Dessenitz.

(XV. Jahrh.)

In geringer Entfernung von der Stadt Gotschee gewahrt man auf einem felsigten Berge die Trümmer eines Schlosses — des Friedrichsteines!

Es war von Friedrich Grafen von Gilli, dem Sohne des Grafen Hermann, erbaut worden; außerdem besaß Graf Friedrich auch die Schlösser Gotschee, Gurksfeld, Maichau, Rudolfswerth und Landstraf.

Als 1422 seine erste Gemalin, eine von Modrusch, starb, heiratete er drei Jahre darnach die schöne Jungfrau Veronika von Dessenitz (Desinze), „von der er schönem

Blick er — wie die Chronik sagt — Feuer gefangen hatte.“ Er bezog mit ihr den Friedrichstein und lebte da in stiller Zurückgezogenheit.

Der allbereite Neid zischelte jedoch alsbald und es entstand das Gerücht, daß Graf Friedrich seine erste Gattin im Bette erstickt habe, um Veronika als solche zu umarmen, „die er allbereit im Herzen hatte.“

Dieser Verdacht ward von Friedrichs Vater und der ganzen hohen Verwandtschaft — Kaiser Sigismund miteingegriffen — gern aufgegriffen, „denn,“ sagt Valvasor, „wie wohl es nichts Unerhörtes, daß ein Graf mit einer Edel-dame sich verheiratete, so wollten doch die Grafen von Cilli, ihrer Macht und Befreundung mit hohen Häusern wegen, fürsüchlich betrachtet sein: wie gemeiniglich große Gewalt groß geachtet und mit geringerem Stand, wenn kein besonderer Zuwachs eines Nutzens dabei ist, unbefreundet sein will.“

Da nun der Veronika Eltern nur dem Ritterstande angehörten und Friedrich sie ohne seines Vaters Willen und ohne des Kaisers Rath geehelicht hatte, so forderte ihn der Kaiser zu sich nach Ungarn, nahm ihn, als er erschien, gefangen und sandte ihn so seinem Vater.

Dieser ließ ihn vor Cilli in einen Thurm sperren, den Friedrichstein aber, „damit auch die Steine sein hohes Mißfallen und seinen Eifer empfinden möchten“, niederreißen.

So lebte nun Veronika, ihres Gatten und aller Schlösser beraubt und in steter Furcht vor ihrem Schwiegervater, „von dem sie nichts Anderes vermuthen konnte, als daß derjenige, welcher um ihretwillen seinen leiblichen Sohn so hart hielt und allerdings vor siedender Zorneswuth ein so schönes Schloßgebäu abgebrochen hatte, den schönen Bau ihres Leibes und die edle Wohnung ihres holdseligen Lebens gleichfalls abzubrechen kein Bedenken tragen würde.“ Weßhalb sie ihren Aufenthalt bei den wilden Thieren suchen mußte und sich in Gesellschaft etlicher Jungfrauen in den Wäldern des Gotschewerlandes verbarg, „wo dann Furcht, Sorge, Angst, Herzleid und Thränen ihre tägliche Nahrung, Noth und Mangel ihre Fülle und Sättigung waren.“

Ihre Angehörigen hielten es jedoch für rathsamer, sie den Späheraugen des alten Cilliergrafen so viel als möglich

zu entziehen und führten sie heimlich in einen bei Pettau gelegenen Thurm.

Doch es wachten für den regierenden Alten allenthalben unterthänige Augen und so ward ihr Versteck ausgespürt und ihm verrathen.

Sie ward auf seinen Befehl abgeholt und nach Osterwiz — wo ihr Gatte schmachtete — gebracht. „Daselbst mußte das schöne Bild eine gute Zeit in großem Elende gefangen sitzen und vor Hunger schier verschmachten.“

Endlich ließ der Graf sie nach Gills bringen und stellte gegen sie die scharfe Klage an, sie habe seinen Sohn durch Zauberkünste dahin gebracht, daß er sie geheiratet, außerdem auch ihm, dem Vater, mit Gift nach dem Leben getrachtet.

Allein es mangelte ihm an gründlichen Beweisen, das Gericht konnte ihr deshalb nicht im geringsten beikommen; der Advokat, den man ihr hatte zulassen müssen, stritt für sie ritterlich und siegte und — sagt Balvasor — fand diesmal der sonst gemeinlich eintreffende heilige (!) Spruch: Was der Fürst will, das spricht der Richter, vor diesem redlichen Gericht sein Abkommen.

Aber der Gillsler war mit solchem Richterspruche — wie begreiflich — nicht zufrieden, er ließ Veronika wieder nach Osterwiz bringen und dort durch zwei gedungene Ritter in einer Badewanne ersäufen.

Darauf söhnte er sich mit Friedrich wieder aus; dieser zog, gleichsam zur Buße alles Vorangegangenen, nach Rom, baute, als er zurück kam, den Friedrichstein wieder auf und lebte da das Leben eines vollendeten Epikuräers.

Rosamunda von Auersperg.

(XV. Jahrh.)

Die Blüthezeit des Auersperg'schen Hauses beginnt — wie ich an einem andern Orte quellenmäßig dargethan habe — im XV. Jahrhunderte, wo einerseits der materielle Besitz ein bedeutender geworden, anderseits die Auersperge im Kampfe mit den Türken in immer mehr in den Vordergrund traten, bis sie in den letzten Dezzennien des XVI. Jahrhunderts den Gipfel des Heldenthums erreichten in Herbard VIII. und in Andreas, dem Sieger in der Schlacht bei Sissek.

Der blühende Stand der Auersperg'schen Hausmacht im XV. Jahrhundert und vor allem die reizende Rosamunda, die Zierde des Heimatlandes, lockte viele Werber, heimische und fremde, aus Italien, Steiermark und Oesterreich in die feste Auersburg.

Vor Allen war aber einer „der werbenden Jünglinge“ durch Schönheit des Körpers ausgezeichnet — der Schärffenberger.

Da wird einmal ein köstlich Mahl bereitet, unter der alten Eiche im Schloßhofe und im kühlen Schatten sitzen alle Ritter am steinernen Tische, es ist das Verlobungsmahl Rosamundens an den Schärffenberger.

Da naht auch der Sänger, den Göthe den Bringer der Lust nennt, doch diesmal bringt er übles Leid.

Er singt von Rosamundens Schönheit, die in des Kaisers Landen alle überstrahle, ja selbst des Bosnier Bascha's Schwester, die man die Sonne der Schönheit nennt, weit aus übertreffe. Aber nicht gefällt Rosamunden dieser Vergleich des Sängers, ihre Wange färbt sich roth, der Unwille übermannt sie, und den Schärffenberger ansehend, fordert sie ihn im jähen Borne auf, das Schwert umzugürten, Knechte zu sammeln und dem Bascha die Schwester zu entführen, damit man eine Geißel habe für die zur Schmach aller Jünglinge eben erst in des Bascha Gefangenschaft gerathenen Christen söhne.

Sie schwört es, nicht eher zur Trauung zu geben, nicht früher sich einen Mann zu nehmen, bis er ihr die Bosniakin vor die Augen geführt, damit sie sich überzeuge und es glaube, daß der Glanz der Türkensonne wirklich so hell, wie der Ruf davon.

Der Schärffenberger — ihrem Befehle folgend — sammelt seine Knechte, seine Freunde, zieht in die Türkei; nichts schreckt ihn, nicht die Tiefe der Kulpä, nicht das blutige Schwert der Feinde; er befreit die Gefangenen und führt des Bascha Schwester mit sich fort, die in der That so schön, „die aller Schönheit Sonne war.“ O arme Rosamunda! dem Jüngling gefällt jetzt Veila besser, und er bringt sie nicht nach deinem Schlosse, sondern nach dem seinen, wo sie vom Kapellan zuerst zum Christenthume bekehrt und dann ihrem Befreier als Gattin vermähet wird.

Rosamunda geht ins Kloster und wird die Ehre der Laibacher Nonnen.

Bresern's Genius hat dieß Ereigniß in dem Gedichte:
„Turjaška Rosamunda“ für immer verherrlicht.

Gräfin von Frangepan.

(XVI. Jahrh.)

Im Jahre 1511 ward Christof Graf von Frangepan, kaiserlicher Hauptmann zu Adelsberg und Neuhaus (Castellnuovo) vom Kaiser Maximilian als Mitkommiffär zur Fortsetzung des venedigischen, wegen der Grenzen in Triaul, Istrien und Krain geführten Krieges abgeordnet.

Frangepan folgte dem Befehle seines Kaisers, ward aber von den Venetianern aufgefangen und nach Venedig in Gewahrsam gebracht.

Als die Kunde davon seiner Gemalin zukam, eilte sie nach Venedig, „und — wie Valvasor schreibt — ihre weibliche List drang (samt einem Diener) durch die starkbestellte Wacht hindurch.“

Auf ihr inständiges Bitten hüllte sich der erstaunte Gatte in ihre weiblichen Kleider und ließ die seinigen dem Diener zurück; die Gräfin „henckte des Dieners Lumpen an ihren zarten Leib“ — und führte so ihren theuern Gemal aus der venetianischen Gefangenschaft.

Ein bereitstehendes Schiff führte sie nach Triest — auch der Diener entwischte des nächsten Tages.

Frangepan's Ende war aber nach Jahren — 1528 — ein tragisches, denn er wurde in der Empörung gegen Kaiser Ferdinand betroffen und mit einer „Stückugel“ erschossen.

„Raubers“ erste Gemalin, Helena Scharseg.

(XVI. Jahrh.)

Kaiser Maximilians II. und einer Gräfin von Ostfriesland natürliche Tochter war Helena Scharsegin, ein so holdseliges Bräulein, „deren Bier und Schönheit mit den Jahren wuchs und zu einer solchen Rose ward, die mancher vornehme Kavaliere zu besitzen wünschte.“

Herr Andre Eberhard Rauber, der großmüthige Ritter mit dem überaus langen Barte, der ihm bis an den Boden

hing, und der ungeheueren Leibesstärke, womit er nicht selten seine Gegner niederstreckte, sehnte sich zugleich mit einem vornehmen Spanier nach der Glückseligkeit, Helenens Gatte zu werden, denn Jeder von ihnen hätte gar zu gerne mit des Kaisers Tochter als Gemalin geprangt.

Beide waren bekannt wegen ihrer Kraft und der Spanier war obendrein „lang gewachsen.“

„Der Kaiser, ein leutseliger und lustiger Herr — sagt die Chronik — ersann ein artiges Mittel, diesem Handel den Ausschlag zu geben und stellte jedem seine Tapferkeit oder Stärke zum Richter auf, ob er oder sein Gegner des schönen Kleinods am würdigsten wäre.“

Wie fing er's an? er ließ ihnen einen nach der Größe und Länge hiezu bereiteten Sack bringen und bedeuten, wer den andern in Seiner Majestät Gegenwart hineinzwängen und ganz hineinstecken werde, der sollte die Scharsegin zur Gemalin erhalten.

Die Bedingung ward von den Bewerbern angenommen und es that — wie begreiflich — jeder sein Möglichstes, den Gegner in den Sack zu schieben.

Zulezt zog aber gleichwohl der „gute lange Spanier“ den Kürzeren und mußte alles Widerstandes ungeachtet hinein, welchen Schimpf er sich so zu Herzen nahm, daß er sich, um nicht die Kurzweil, das tägliche Gelächter am Hofe zu sein, alsbald verlor.

Herr Rauber als Sieger bekam die schöne Scharsegin zur Braut und „liebseiligen Ehegefährtin.“

Ursula Schaffer.

(XVI. Jahrh.)

„Am dem ersten Sonntage des Heumonats des Jahres 1547 zu Raibach auf dem alten Markt, bei dem Brunnen, welchen eine damals dabeistehende schöne Linde belustigte, kam — schreibt Balvasor — die gesammte Nachbarschaft, Iter Gewohnheit nach, zusammen, verzehrte allda ihre zusammengesetzte Speise bei einer annehmllichen Musik, in freundnachbarlicher Vertraulichkeit nach vormaliger alter Weise, an welcher heutigen Tages die französische Mißtraulichkeit, betriegliche Höflichkeit, verummte Falsch-

heit und Heuchelei (nebst der verfluchten Machiavellisterei) fast allerorten sich leider eindringt. Sie machten sich auf gut alt krainerisch, das ist redlicher, aufrichtiger Wohlmeinung und guter Zuneigung gegen einander in Ehren lustig, ergözten sich auch nach eingenommener Mahlzeit mit einem gewöhnlichen Tanz.“

Da war es, daß plötzlich, als alles sich der vollsten Lust hingab, ein „wohlstaffirter“, schöngestaltiger Jüngling hervortrat und sich unter die Gesellschaft mengte, indem er zugleich die Absicht verrieth, einen oder andern Reigen mit zu vollbringen.

Die Gesellschaft ließ es sich wohl gefallen, weil dem Gebrauch nach Jedem zu solcher Lustbarkeit einzutreten gestattet war.

Er begrüßte zuvörderst die Versammlung ganz höflich und bot allen Anwesenden die Hand, „von deren Berührung aber Jedermann ein ungewöhnliches Gefühl, Alteration (oder entsetzliche Bewegung) empfand, inntemal seine Hände kalt und weich waren.“

Dann begrüßte er Eine von den Herumtänzenden und erkor sie zum Reigen, es war dieß die von allen Mädchen und Frauen um ihre hohe Schönheit beneidete und daher von übler Nachrede nicht ganz freie Ursula Schaffer.

Sie tanzten mit einander anfänglich auf gewöhnliche Art etliche Tänze, dann ließen sie sich allmählich in einen weitläufigeren Tanz aus und sungen an, von dem Plage, der sonst den Reigen zu umschranken pflegte, abzuweichen, so zwar, daß sie vom besagten Lindenbaume nach dem Sitticherhose, dann vorbei nach dem Laibachflusse forthüpften und endlich in das Wasser tauchend den Augen der Zuseher entschwanden.

Ob dieser Begebenheit entsetzten sich die Bürger so, daß dieß altgewohnte Lustgelage von Stund an für immer aufgehört.

Und fragst Du, liebe Leserin, wer dieser schmutze Jüngling gewesen? — so antwortet Dir die Sage: der Wassermann (povodnji mož), an den selbst Valvasor geglaubt und von dem er nebst dem Erzählten noch ein artiges Stückchen, das er selbst mit angesehen haben will, recht launig erzählt. (Buch XI, Seite 685.)

Preßern hat in seiner meisterhaften Ballade: „Povodnji mož“ das mitgetheilte Ereigniß mit der Ursula Schaffer poetisch behandelt.

Lieschen von Wartenberg.

(XVI. Jahrh.)

So nennt uns die Tradition den Namen der Gemalin des tapfern Degen Jobst Josef Freiherrn von Thurn, der fast sein ganzes Leben im Heerlager gegen die Türken zubrachte, der dem windischen Bauernaufstande vom Jahre 1573 ein Ende machte und dessen Leibrüstung die kais. Ambraser-Sammlung, neben denen der größten österreichischen Helden und Heerführer bewahrt.

Sie soll den Namen von der Burg Wartenberg erhalten haben, die der Freiherr im Moräutischen Boden auf jenem Berge angelegt hatte, auf dem „Lieschen“ — das Mädchen aus dem Volke — allnächtlich ihren „liebsten“ Helden zum Stellbuchein erwartet.

Valvasor setzt die Erbauung des Schlosses in das Jahr 1570; Thurn starb 1589.

Eva Barbara von Gall.

(XVI. Jahrh.)

Des Herrn Andreas von Gall Tochter war Eva Barbara „von schöner Gestalt ein leiblicher Engel“ und wurde deshalb von dem Herrn von Schnitzenbaum aus dem Schlosse Rudolfssee (in Oberfrain), nach seinem unfern der Hauptstadt gelegenen Sonnegg entführt.

Das Bräulein, gegen ihren Willen festgehalten, nahm theils aus Born theils aus Trauer eiliche Spinnen zu sich und starb in Folge solchen Giftes. Da wurde Herr Schnitzenbaum nach Raibach vor die Landesobrigkeit gefordert, erschien jedoch nicht, sondern schloß sich in sein Zimmer ein, „worinnen er vor lauter Schwermuth und Kummer gestorben“ und mit ihm zugleich sein Name und Stamm.

Anna Spindler.

(XVI. Jahrh.)

Magister Christof Spindler, aus Göppingen in Württemberg gebürtig, wurde im Jahre 1569 von den

evangelischen Ständen des Herzogthums Krain als Prediger ins Land berufen und zwar auf direkte Anempfehlung des damals in Verendingen flüchtigen Primus Truber.

Spindler wurde durch sein rastloses Wirken für die evangelische Lehre bald zum Superintendenten über alle Prädikanten befördert und 1579 als es sich darum handelte, die evangelische Kirchen- und Schulordnung im Lande Krain zu reformiren, nach Kärnten und Steiermark abgeschickt, um sich daselbst umzusehen und an Ort und Stelle von den dortigen bezüglichen Einrichtungen zu überzeugen. Zu der im Jahre 1581 in Laibach stattgehabten Philosophen- und Theologenversammlung, welche auf Anordnung der Stände Steiermarks, Kärntens und Krains, Dalmatins Bibelübersetzung prüfen sollte, war auch der gelehrte Christof Spindler beigezogen worden.

In seiner neuen Heimat Krain vermählte sich Spindler mit Anna, der Tochter des Herrn Carl von Reutenstein und der Susanna von Mauritsch-Mosperg. Beide der protestantischen Religion zugethan. *)

Anna gebar ihrem Gatten drei Kinder, Susanna, Christof und Sophia. Spindler setzte der treuen, ausgezeichneten Gattin, die ihm in den Tagen schwerer Verfolgung durch die katholische Geistlichkeit als mildernder Engel zur Seite gestanden, als sie ihm durch den Tod entzissen wurde, einen prachtvollen marmornen Denkstein, der gegenwärtig an der Außenwand der Pfarrkirche St. Peter zu Laibach (Nordseite) eingemauert, aber leider dem heftigsten Anpralle von Wind und Wetter ausgesetzt ist, wovon schon die Folgen deutlich sichtbar sind. Doch noch im gegenwärtigen, schon stark verwitterten Zustande zeigt sich die Arbeit daran als eine äußerst sorgfältige und schöne; im neuen muß derselbe geradezu prächtig ausgesehen haben.

Man unterscheidet an ihm drei Abtheilungen, den Sockel mit der lateinischen Grabchrift, das Mittelbild mit dem Heilande am Kreuze, rechts davon Spindler und das Söhnchen, links Anna und die Töchter kniend und mit gefalteten Händen, dann zu oberst ein Engel, die Wappen

*) Im Jahre 1610 schwor ein Herr Josef von Mauritsch dem Lutherthume ab, worüber das Zeugniß in einem Manuscripte des Bischofs Thomaß Chrön erhalten ist.

beider (rechts Spindler's, links Anna's) in Händen haltend, unter dieser letzteren Darstellung sind die Worte Sic visum est D(eo) (op)lino (maximo) in angedeuteter Weise lesbar.

Ueber dem Ganzen ist höchst unpassend noch ein Marmortäfelchen eingemauert, das gar nicht zum Gegenstande gehört; es wäre wünschenswerth, daß dieses, den ästhetischen Eindruck des Grabsteines im hohen Grade beeinträchtigende Beiwerk bei Gelegenheit weggeschafft und das Denkmal selbst, nach vorausgegangener Reinigung durch einen Sachverständigen, besser bewahrt würde.

Frau Kazianerin.

(XVI. Jahrh.)

In den 80er Jahren des XVI. Jahrhunderts wurde auf Erzherzogl. Befehl der evangelische Prediger von Radmannsdorf verjagt und demnach sollte ganz Oberkrain eines Verkünders des göttlichen Wortes entbehren. Die daselbst begüterten „Herren“, die alle der evangelischen Lehre zugehörig waren, wandten sich an die Landschaft um Abhilfe; da war es Juliana, verwitwete von Kazianer, die sich alsbald erbot, einen vor mehr als 100 Jahren erbauten Thurm bei ihrem Schlosse Kazenstein (jetzt Vigaun geheissen) für den evangelischen Gottesdienst einzurichten. Es geschah und die Landschaft sandte den als Bibelübersetzer genannten Prediger Georg Dalmatin zur Ausübung des evangelischen Pfarramtes dahin.

Der Kazianerin wurde aber ihre Handlungsweise von der Regierung sehr übel anzurechnen, und nach langem Hin- und Herschreiben des Erzherzogs an die Landschaft, dieser an die Kazianerin und von ihr zurück an die Landschaft und den Erzherzog, brachte es dieser doch endlich dahin, daß auch dieses Bethaus sich nach seinem Befehle schloß und der Prediger entfernt wurde.

Abtissin Laura Coronini.

(XVI. Jahrh.)

Das bei Stein gelegene ehemalige Klarissen-Kloster Münkendorf war 1300 von den Gallenbergen, den Besitzern von Stein, gegründet. Erste Abtissin war 1301 Klara

von Gallenberg, des Stifter's Tochter. Um das Ende des XVI. Jahrhunderts bekleidete diese hohe Würde Laura Coronini von Görz.

Da sie dem Adel angehörte, da sie zugleich die Leitung eines Klosters führte, so kam es bei ihrer ausgedehnten Bekanntschaft einerseits und bei der schönen, auch in Münkendorf gepflegten Sitte des Weherbergens von (hier freilich nur weiblichen) Gästen, anderseits dahin, daß sie oft Damen des Krainischen Adels bei sich sah. Diese gehörten aber — wie bereits bekannt — um diese Zeit zumeist der evangelischen Lehre an; deshalb ward Aebtissin Laura in Rom beim heil. Stuhle des Lutherthums verdächtig angeklagt, „so vermuthlich — meint Valvasor — durch den Laibacher'schen Bischof Thomas Ehrön, dessen Schwester, Anna Ehrön, damals sich im Kloster aufhielt, auch etliche Jahre darnach Aebtissin ward, geschehen.“

Der heil. Vater schrieb alsbald einen Brief an den Erzherzog und forderte ihn auf, zur Absezung der weltlich geünnten und des Lutherthums angeklagten Aebtissin zu Münkendorf mitzuwirken, da sie die Lutheraner fortwährend zu Gatt bitte.

Der Erzherzog, diesem Aufforderungsschreiben sogleich Folge leistend, ließ in der Sache eine genaue Untersuchung anstellen und Laura Coronini ward als unschuldig befunden.

Anna Maria Freiin von Lenkovitsch.

(XVII. Jahrh.)

Eine geborne Gräfin von Thurn und Valsassina war sie durch Heirat mit dem gut katholisch gebliebenen Geschlechte von Lenkovitsch in nahe Verbindung getreten.

Herr Hans Lenkovitsch, dessen Grabstein im Franziskanerkloster zu Neustadt zu sehen ist, diente dem Erzherzoge als Proviantmeister an der kroatischen Grenze durch eine Reihe von Jahren. Reich geworden und durch seine Günnung dem Erzherzoge Karl persönlich angenehm, ward er in den Freiherrnstand erhoben. Sein Sohn, Herr Georg Freiherr von Lenkovitsch, der zuerst als Oberst an der kroatischen Grenze diente, empfing 1597 den Erzherzog Ferdinand bei der Huldigung von Krain als Landeshauptmann

und konnte sich bei dieser Gelegenheit in Veranlassung von Festlichkeiten für die hohen Gäste kaum erschöpfen. Thomas Ehrön nennt ihn „seinen Freund“, als er das traurige Ereigniß seines Todes aufzeichnet.

Maria Anna Frein von Lenkovitsch — seine Mutter — stand in ebenso innigem Freundschaftsverhältnisse zum Bischofe, und war eine aufrichtige Anhängerin und offene Bekennerin unserer katholischen Kirche. Es gehörte ein gut Stück Muth dazu, sich in dem letzten Dezennium des XVI. Jahrhunderts in unserem Lande laut für die Lehre der Aeltern zu bekennen.

Die Freifrau von Lenkovitsch erbaute eine dem neugestärkten katholischen Glauben geweihte Kapelle „unserer lieben Frau“ zu Brunnthurn bei Weldeß und stiftete dabei ein Benefizium, mit dem Vorbehalte, daselbst ihre Ruhe zu finden.

Sie erbat sich bei dem Bischofe die Gnade, daß er selbst den Grundstein zu dem neuen Gotteshause legen möchte — er willfahrte gerne, wie es ihm überhaupt darum zu thun war, die alten, durch evangelischen Gebrauch ihrer frühern Bestimmung lange entzogen gewesenen Kirchen und Kapellen derselben wieder zuzuführen und wo es ihm nöthig schien, die Erbauung neuer anzuregen und zu befördern.

Maria Anna von Lenkovitsch fand — wie sie es gewünscht — ihre Ruhestätte in der von ihr erbauten Kapelle zu Sebenje oder Brunnthäl.

Klara Jauernikhin.

(XVII. Jahrh.)

Es gäbe selbst schon eine kleine Abhandlung, wollte man all die Vorladungen, Verböre und Exekutionen, die von Seiten der Gegeneformation gegen die so hartnäckig beim Luthertume beharrenden Frauen der Hauptstadt Laibach und des Landes Krain überhaupt angestellt und an ihnen vorgenommen wurden, auch nur in den interessantesten Partien zusammenstellen.

Es ist uns ein Protokoll der Reformations-Kommission aus den Jahren 1614—18 erhalten — das Archiv des Nationalmuseums bewahrt dasselbe — aus welchem wir in dieser Richtung viel Ausbeute gewinnen konnten.

Ich habe an anderer Stelle (im Bodnik-Album) auf Grundlage dieses Manuskriptes ein Bild von dem Wesen der genannten Kommission zu entwerfen gesucht; hier wollen wir aus den aufgezeichneten Verhörverhandlungen, die mit der Oberkrienerin Klara Jauernikh aus Neumarkt, herausheben, einmal da die Verhandlung selbst am genauesten und weitläufigsten von allen notirt ist, dann aber vorzüglich deshalb, weil genannte Jauernikhin als die hartnäckigste Gegnerin der katholischen Kirche bezeichnet ist und daher ihre Aussagen und Behauptungen einen vollen Ausdruck der religiösen Anschauungen ihrer Glaubens- und Gesinnungsgenossinnen darstellen können.

Klara Jauernikh wird in Folge erzherzoglichen Befehls am 16. Oktober 1615 vor die Kommission zitirt — und wir finden sie am 18. November im Bisthume vor dem Bischofe, dem Landesvizedom und dem Generalvikar zur Verantwortung gezogen. Um den Glauben befragt, antwortet sie ganz kurz „im echt Lutherischen Tone“: sie habe den Glauben von Jesu Christo; nachdem der Bischof ihr einwendet: Judas habe auch den Glauben gehabt, sich aber dennoch gehängt, woraus hervorgeht, daß der bloße Glaube nicht genüge, da sagt sie weiter: sie habe durch das Blut Christi die Vergebung der Sünden. Der Bischof fragt sie dann, wo sie das hochwürdigste Sakrament des Altars empfangen habe; worauf sie erwidert: als die Prädikanten aus dem Lande gezogen, sei sie gespeist worden, dann nicht mehr, was ihr der Bischof mit den Worten zurückweist: daß es kein Sakrament gewesen, sondern gemein Brot und Wein, und sie auffordert, sich für die eine oder andere Lehre zu entscheiden, ob des Irrthums, in welchem sie sich gegenwärtig befinde und da „Ihre fürstliche Durchlaucht“ (der Erzherzog) durchaus keine unkatholischen Leute in seinen Ländern dulden wolle, indem er es vor Gott dem Allmächtigen nicht verantworten könnte.

Ihre Replik auf diese Rede lautet: Von Jugend auf sei sie zwar in diesem ihren Glauben, gebe es aber eine bessere Religion, durch die sie zur ewigen Seligkeit gelangen könne, so wolle sie Gott den Allmächtigen darum anrufen und bitten. Es folgt nun eine Unterweisung über die 7 heil. Sakramente durch den Bischof, worauf er wieder

von ihr verlangt, sich nochmals und „endlich“ zu erklären, denn — und dieß hebt er besonders hervor — sie sei nun in den Jahren bereits vorgerückt und daher ein Zögern in Religionsfachen nicht mehr ratsam. Der Jauernikkin Antwort erfolgt aber auch diesmal nicht zu Willen der Kommission, denn nachdem man von ihr die Auslieferung der lutherischen Bücher verlangt, die sie besitzen sollte, erklärt sie, nur ein kleines Büchlehen, und dieses von einem Jesuiten zu besitzen und meldet zugleich, sie bleibe bei ihrer Meinung.

Der Stadtrichter erhält den Befehl, sie auf den Vize-
domthurm abzuführen und dort bis auf weiteres gefangen zu halten.

Es sind 8 Tage seit der ersten Verhandlung vergangen und wieder steht die Jauernikkin am 26. November vor der Kommission. Es fragt sie der Bischof, wessen sie sich die Tage her besonnen. Sie erwiedert: sie habe über ihre Religionsangelegenheit nicht im geringsten nachdenken können, denn ob der Schande auf den Thurm verschafft zu sein, betrübe sie sich gar sehr, auch treffe sie großer Kummer deshalb, daß sie nicht dabei sein könne im Kreise der Ihren. Sie erbittet sich längern Termin, ein Buch von göttlicher heil. Schrift, darin sie lesen möchte, und die Rückkehr nach Hause. Letzteres verneint ihr die Kommission, da sie nicht der Kommission, sondern der fürstlichen Durchlaucht Gefangene sei, weshalb sie sich bequemen und auf den Thurm zurückkehren müsse, wo sie auch in der Religion unterwiesen werden solle. Doch schon nach zwei Tagen wird sie wieder vom Thurme gelassen, um in die Verhandlung zu gehen, zu welcher auch ihr Mann erschienen ist, um ihre Rückkehr zu erbitten. Der Bischof stellt ihr als Hauptbedingung zur Erhaltung dieser Gnade, die klare unumwundene Erklärung für die katholische Kirche. Durch volle zwei Stunden sucht er ihr das Wesen der heil. Sakramente klar zu machen, da thut sie ihm in Betreff des heil. Abendmahls den Einwurf: Paulus habe gesagt: „wie ich's vom Herrn empfangen habe, so geb ich's euch,“ was jedoch der Bischof mit den Worten widerlegt: das Sakrament des Altars hat Paulus nie von Christus empfangen, sondern nur die Lehre, und die hat er andern gegeben, als wie ich euch die Lehre jetzt gegeben

habe. Wieder wird sie aufgefordert „sich zu erklären“ — doch sie verweigert es. Die Sitzung wird aufgehoben, der Vizedom entfernt sich, da tritt die Zauernikhin an den Sekretär — der zugleich Schriftführer war — und macht ihm unter Reichung der Hand das Versprechen, sie wolle sich unterweisen lassen, nur bitte sie um eine kleine Frist. Sie wird auf den nächsten Morgen zur Ablegung des gehorsamen Eides beschieden, ihr Mann verspricht, sie stellen zu wollen und so verläßt sie mit ihm das Bisthum, der Haft bis zum nächsten Tage ledig. Die 7. Morgenstunde des 29. November versammelt die Kommission wieder im Bisthume, auch die Zauernikhin und ihr Mann sind da; es wird ihr die landesfürstliche Instruktion wegen der Eidesleistung vorgelesen, sie aber, anstatt ihr Versprechen zu erfüllen, bittet nochmals um Verlängerung des Termins. Nun erhält sie von der Kommission einen derben Verweis und ihrem Manne wird auferlegt, er solle bei einer Strafe von 100 Dukaten seiner Hausfrau Heiratsbriefe, so wie ein glaubwürdiges Verzeichniß alles ihres Vermögens an Kleidern, Ringen, Frauenschmuck, in Summa alles dessen, was sie hat, innerhalb 8 Tagen bei der Kommission gewiß vorlegen, wobei die Kommission bereits auf die Rechnung des 10 dl. bei einem vorausächtlichen Abzuge der Zauernikhin Bedacht nahm. In diesem Augenblicke findet die Inquisitin an ihrem Manne den treuen Beschützer. Er steht für sie mit seinem ganzen Hab und Gut als Bürge ein und ein Dekret der Kommission, auf diese seine Erklärung ihm eingehändigt, verpflichtet ihn: seine Frau nach einem Termin von 6 Wochen und 3 Tagen zur Leistung des katholischen Eides vor die Kommission zu stellen, in gleicher Weise darauf Acht zu haben, daß seine Hausfrau keine lutherischen Bücher lese, auch nicht mit ihren lutherischen Brüdern und Schwestern, noch anderen verdächtigen Leuten verkehre, oder mit ihnen in einem Briefwechsel stehe, ferner solle er alle ihre Bücher lutherischen Inhalts nehmen und an die Kommission abliefern. Damit werden sie entlassen.

Nach Verlauf von 6 Wochen 3 Tagen stellt Zauernikhs seine Frau am 15. Januar 1616 vor die Kommission, es ergeht wie gewöhnlich an sie die Aufforderung, sich zu erklären, sie gibt aber auf gut lutherisch eine Antwort, die

zwar nicht verzeichnet ist, aber nach des Sekretärs Meinung „weder gestochen noch gehaut war.“ Ihr Mann begehrt, da er seiner Verpflichtung nachgekommen sei, der Bürgerschaft ledig erklärt zu werden, was aber nach vorher gepflogener Beratung nicht zugestanden wird, da er dieselbe dem Bischöfe „zu dessen eigenen Person, als obersten Religions- Reformation's - Kommissär gethan habe,“ dieser aber gegenwärtig nicht anwesend sei, es solle jedoch, so versichert man ihm, deßhalb sogleich an den Bischof nach Graz (wo derselbe seit 1614 als Statthalter von Innerösterreich seinen Sitz hatte) berichtet werden, „unterdessen — heißt es — könne er seine Hausfrau wieder mit sich nehmen.“

Drei Monate später, wo auch der Bischof wieder aus Graz angelangt ist, kehren beide nach Laibach zurück und erscheinen vor der Kommission, er, um seiner Bürgerschaft durch den Bischof enthoben zu werden, sie, um wieder in den Thurm zu wandern, da sie denselben Glauben „um nichts besser, als am Tage des ersten Erscheinens“ mitgebracht hat. Alle Antworten, die sie dem Bischöfe gibt, sind rein lutherischer Art, sie beharrt auch dießmal bei dem Glauben an zwei Sakramente, nachdem ihr doch so oft und so eindringlich die Lehre „der sieben“ eingeschärft worden.

Ueber solchen unbeugsamen Sinn der Zauernikhin werden die Kommissäre ungeduldig und erzürnt und machen nun ihre neue Haft, wie das Protokoll sagt, stärker und enger, wie es nur immer möglich und thunlich ist. Es wird demgemäß befohlen, Niemand, ausgenommen der Geistliche, der sie zu unterweisen habe, und ihr Mann solle zu ihr gelassen, und ihr überhaupt jeder Verkehr mit draußen, sei er mündlich oder schriftlich, benommen sein. Eine Weibsperson, auf der Zauernikhin eigene Kosten, zu näherer Aufsicht aufgestellt, solle ihr die Speisen bringen; der Stadtrichter, in dessen oberster Obhut sie stehe, die an sie einlaufenden Briefe dem Bizedom übergeben, und Niemand, außer den obgenannten Personen und auch die nur mit Vorwissen des Bizedom's zu ihr einlassen. Der Thorbüter des Gefängnisses (der Tranča), solle ferner angewiesen werden, den Schlüssel zum Thurme fleißig bei sich zu behalten und ebenfalls Niemand eigenmächtig zu ihr zu lassen, auch solle er durch einen Eid verpflichtet werden, weder von ihr, noch

an sie irgend ein Schreiben anzunehmen.“ All dieß war dem Stadtrichter aufgetragen und im Falle der Außerachtlassung eines dieser Gebote sollte er in eine Strafe von 50 Dukaten verfallen.

Nachdem endlich Klara Sauernith am 28. Dezember 1616 — also nach einem vollen Jahre ihrer ersten Einvernehmung — nach vielfältiger „treuherziger Vermahnung und „nach mehrmals ausgestandenen Arrest- und Leibesstrafen“ nochmals und heraus erklärt hat, sie wolle Luthers Anhängerin bleiben, so wird sie zufolge landesfürstlicher Verordnung andern „zum abschreckenden Exempel, als eine Verstoßte aus der fürstlichen Durchlaucht Erbfürstenthümern und Lande, welche sie binnen sechs Wochen und 3 Tagen räumen müsse, ausgeschafft und bandführt.“ So weit das Protokoll. Doch wir wissen aus anderer Quelle, daß dieses Ausweisungsbefret an ihr nicht vollzogen wurde, sondern daß ihr der erzherzogl. Gnadenakt vom Februar 1617 gleich den andern Ehefrauen in Ober- und Unterfrain, die katholische Ehemänner hatten, zu Gute kam, durch welches nämlich allen diesen die Ausschaffung erlassen, aber für jedes Aergerniß, das sie fernerhin geben würden, angemessene Strafen angedroht wurden.

Elise von Gall.

(XVII. Jahrh.)

Des Besitzers von Dedengradex (in Unterfrain), des im Jahre 1615 vor die Religions-Reformations-Kommission zitiert gewesenem, aber schon als todt angemerktem lutherischen Gottesdiener's, Herrn Paul Plaschmann's zweiter Sohn, Herr Heinrich (Heinz) Plaschmann war ein tüchtiger Soldat. Er war in der ersten Zeit seiner kriegerischen Laufbahn in Diensten des Kurfürsten von Sachsen und ward später Lieutenant und Rittmeister der Kroaten-Kompagnie. Als er aber ein Mal zu Hause weilte, so überfiel ihn bei einem Ritte durch einen dichten Wald ein Haufe Türken, dem er nach mannhaft geleistetem Widerstande endlich doch erlag.

Seine Geliebte war die schöne Elise von Gall, eines benachbarten Schloßbesizers Tochter. Bei ihr hatte Heinrich den Tod, an dem er sein Leben endete, zugebracht und war

spät des Abends von ihr geschieden. Sie legte sich zur Ruhe — da faßt sie plötzlich eine böse Ahnung, sie springt vom Lager auf und wallt gleich einem Schatten zum Schloß hinaus. Es treibt sie durch Wiesen und Saaten nach dem Walde, wo sie bei einer großen Eiche — wie's ihr die innere Stimme gesagt hat — die Leiche ihres geliebten Ritters findet. Vom Schmerz übermannt sinkt sie todt an derselben nieder.

Die Sage hat sich dieses traurigen Ereignisses bemächtigt und der durch seine dramatischen Arbeiten und Romane aus Steiermarks Geschichte bekannte Ritter von Kalchberg hat dasselbe in einer Ballade behandelt. (Laibacher Wochenblatt 1818. Nr. 4 und 5).

Maria Sidonia von Hallerstein.

(XVII. Jahrh.)

Eine geborene Gräfin Paradeiser, war sie die Gemalin des Herrn Georg Sigismund von Hallerstein, mit dem sie im Jahre 1682 ihre goldene Hochzeit feierte. Vier Jahre später starb Herr Georg. Aus Anlaß seiner „neuen Hochzeit“ hatte Hallerstein mehrere lateinische Anagramme und Disticha verfaßt, welche uns Valvasor mittheilt, die krainische Landschaft hatte zu solcher wiederholten Hochzeitsfeier, weil er sie dazu geladen hatte, einen Gesandten mit einem Präsent nach Klagenfurt, dem Aufenthalte beider, abgeordnet.

Katharina Regina Frau von Greiffenberg, Freifrau auf Seisenegg.

(XVII. Jahrh.)

Wer einen Blick in Valvasor's Obre des Herzogthums Krain gethan, weiß, daß auf die vom Verfasser an die hohen Herren Stände des Landes gerichtete Widmungsschrift, 19 Folienseiten mit Lobgedichten heimischer und fremder Voeten auf Valvasor und seine Chronik folgen. Den Reigen dieser mehr oder minder gelungenen dichterischen Apotheosen eröffnet das Gedicht: Tugend — Schuldiger Ehren ^{!Eron!} _{!Preis!} auf des Herrn Valvasors vortreffliche Beschreibung des Herzog-

thums Krain, der Katharina Regina Frau von Greiffenberg, Freiherrin auf Seisenegg. Aus Galanterie für die Dame an die Spitze gestellt, verdient es jedoch diesen Platz wegen seines trefflichen Inhaltes. Gleich die ersten Verse zeigen die hochbegabte Frau, die da singt:

So hat nach langem Wunsch sich endlich eingefunden
Ein krainischer Homer? der dieses edle Land
Aus des Vergessens Fluß und Lethens-Lett gewunden,
Und aller Welt vorstellt des Seltnen Wunder-Stand!
In über-schöner Schrift! Von Seltenheiten schreiben
Erfordert Seltenheit in Sinnen und Gemüht.
Denn kein gemeine Hand solch Edles Werk kann treiben
Es ziemet einem Geist vom Himmel selbst entzückt!

Das 120 Verse fassende Gedicht beschreibt in weiterer Darstellung kurz die Hauptpunkte der Chronik und gibt gegen den Schluß von dem Nebenmotive seiner Entstehung die andeutenden Verse:

— Es weist die weise Schrift
Den schönen Adel auch, dem Tugend angeerbet
Der Meisten Theil ist Teutsch, Muth findet da sein Stiff
Und Höflichkeit den Sitz. Ich selber hab gekennet
Sehr viel. In allen war ein Geist der Lieblichkeit
Der Freundschaft süße Seel! ein Herz da Liebe brennet
In Tugendlicher Flamm, voraus die Zier der Zeit!
Krains Crone, Ehr und Schmuck, die Freundin meiner Sinnen
Die nicht nur bloß allein Ihr- auch Mein Vaterland
Mit Ihrer Tugend ziert; derwegen dieß Beginnen
Vor Alles mich erstrent, weil dadurch beandt.

Die hier gemeinte Freundin der Freifrau war Frau Maria Isabella Gräfin von Zinzendorf, geborene Gräfin von Lamberg, von welchem Geschlechte die Chronik — wie bekannt — die rühmlichsten Thaten des Geistes und Armes verzeichnen konnte.

Maria Nikolaia Aloisia Grahovar.

(Ende des XVII. und Anfang des XVIII. Jahrhunderts.)

Dem Orden der Klarisserinnen angehörig, wird sie uns neben ihrem Vater (Simon Wolfgang Grahovar) als Miniaturmalerin genannt und es rührt ein großer Theil der prächtigen Wappenbilder und Symbole in dem Verbrüderungsbuche der 1688 gegründeten Kongregation des h. Dismas von ihren und ihres Vaters kunstreichen Händen her.

Das besagte Buch: „Theatrum memoriae nobilis et Almae societatis unitorum“ mit künstlerischen Beigaben und den Biographien der einzelnen Mitglieder der frommen Gesellschaft ist ein ziemlich umfangreiches Manuscript und einer der bedeutendsten Schätze im Archive unseres Nationalmuseums.

Wir können nicht umhin, hier einen Wunsch bezüglich der in unserer Bibliothek und im Museum bewahrten Schriftdenkmale Krains auszusprechen, daß dieselben nämlich — gleich den Naturmerkwürdigkeiten — in den Lokalitäten des Museums in Schaukasten ausgestellt würden, damit vorzüglich die Jugend durch sinnliche Eindrücke erfahre, was in unserem, durch Jahrhunderte vom deutschen Elemente beeinflussten Lande, in früheren Tagen großes in der Kunst geleistet wurde.

Maria Anna Elisabeth Freiin von Raigersfeld.

(XVIII. Jahrh.)

Ueber diese Dame enthält ein in der Handbibliothek Sr. Majestät des Kaisers befindliches Manuscript, von weil. Freiherrn v. Erberg, nähere Nachricht. Dasselbe betitelt sich: Sammlung von größtentheils in Kupfer gestochenen Portraits geborener Krainer und solcher Personen, die in vorzüglichen Verhältnissen im Lande standen, aus zerstreuten Quellen zusammengetragen, in alphabetischer Ordnung gereiht und mit einigen Lebens-Notizen, als Beitrag zur Kenntniß der Landesgeschichte bereichert. (Signatur XLIX A 26 a) gr. Folioband in Leder, 135 Blätter (Text und Porträts) mit 64 Biographien.

Maria Anna Elisabeth Freiin von Raigersfeld (geb. zu Laibach am 11. November 1710) war eine Tochter des Freiherrn Franz Michael von Erberg zu Lustthal und Osterberg, Land- und Hofrechts-Beisitzer, und der Renata, geb. Freiin von Gall-Gallenstein. Den 10. Juni 1726 vermählte sie sich mit Freiherrn Franz Heinrich von Raigersfeld, k. k. Rath, versetzte ihn aber, nachdem sie mit ihm Mutter von 22 Kindern geworden, welche sie alle selbst an ihrer Brust gesäugt hatte, am 14. November 1754 „in einen trostlosen Witwenstand.“ Sie wurde von ihm bis ins Außerordentliche geliebt und unaussprechlich nach ihrem Tode

betrauert. Er ließ sich gleich nach ihrem Hinscheiden in seinem Schlafkabinete zwei Todtentrühen machen, deren eine ihren in Gips abgegossenen Körper enthielt, der andere darneben ihm bis ans Ende seines Lebens zum Bette diente, so daß er nicht einmal in den letzten Augenblicken vor seinem Tode sich wollte in ein bequemeres übertragen lassen. Er ließ ihr Bildniß von dem berühmten Meister Markus Pitteri in Venedig in Kupfer stechen. Pitteri setzte in seine Arbeit und zugleich in das Bildniß selbst, welches nach einem Gemälde des Hofmalers Meykens „sehr treffend“ entworfen worden, so vielen Werth, daß, nachdem er sich die Arbeit mit 100 Dukaten bezahlen ließ, er sich die Platte nach der verlangten Zahl der Exemplare noch vorbehielt, um die mehreren Abdrücke auf eigene Rechnung verkaufen zu können. Von ihren Kindern haben sie nur 6 überlebt, wovon sich drei dem Soldatenstande widmeten; einer Weibsbischof in Raibach, einer als kaiserlicher Rath in Polen angestellt worden, der jüngste zur kais. Gesandtschaft in London kam, als Legationsrath daselbst blieb, den kaiserlichen Stephan-Orden erhielt und sich förmlich in England etablirte, nachdem er eine Engländerin geheiratet hatte. — Ihre Grabchrift, die ihr Gemal an ihrer Grabstätte in der Pfarrkirche Maria Verkündigung zu Raibach auf schwarzem Marmor anbringen ließ, ist daselbst noch zu lesen.

Anna Felicitas von Schweiger.

(XVIII. Jahrh.)

Sie war eine geborene Gräfin von Burgstall und Besizerin des Gutes Swur in Unterfrain. An Karl Heinrich Schweiger von Lerchensfeld vermählt, hinterließ sie das durch ihre Sorgfalt und musterhafte Wirthschaft um ein Bedeutendes an Wiesen, Zehnten und Realitäten vermehrte Gut ihrem Sohne Franz Karl Schweiger von Lerchensfeld.

Ein unparteiischer Zeitgenosse (Herr A. von Breckersfeld) entwirft von ihr folgendes schöne Bild: Ihre Lebensart war so sparsam und niedlich, als ihre Hauswirthschaft bequem und ordentlich eingerichtet. Sie hatte viele ökonomische Kenntniße, eine feste Denkungsart, Thätigkeit, Ueberlegung und einen unternehmenden Geist. Sie schmückten männliche Tugenden bei einer ausnehmenden weiblichen Schönheit, davon

die Spuren in ihrem spätern Alter unverkennbar waren. Hoheit der Seele und Herzengüte warfen auf ihren erhabenen Geburtstranz den hellsten Schimmer. Sie gab der Schweiger'schen Familie einen Glanz, in dem sie sich noch heutzutage glücklich erhält (1802 war Franz Josef Freiherr von Schweiger, Sr. Majestät Kämmerer und Verordneter Amtspräsident). Abhold eitlem Aufwande und dem trögen Stadtleben brachte sie ununterbrochen ihre Tage, Winters und Sommers, wirthlich auf dem Gute zu. Bei ihrem natürlichen Ernst besaß sie viele Leutseligkeit und Anmuth. Sie liebte die Geselligkeit, aber auch gerne einsam und in sich gekehrt, wußte sie sich Zeit und Weise zu Nutzen zu machen. So häuslich sie für sich lebte, so geachtet und besucht ward sie von der Nachbarschaft. Die Umstände, die für ihre Dekonomie günstig waren, lenkte sie ganz vortheilhaft zu ihrem Nutzen; bald erhandelte sie von einem ihrer Nachbarn eine Wiese, von jenem einen Weingarten, dort-her tauschte sie einen Behend ein und von da etwa eine Mühle, ein Vergrecht, eine Hube oder sonst eine Realität. Solchergestalt erhöhte sie ihre Jahresgefälle von Jahr zu Jahr. Ihre kluge Dekonomie artete in keinen Geiz aus, und ihre Frömmigkeit war weder einer Bigotterie noch einer betschwesterlichen Andäctelei beschuldigt. „Besch' herrliche Frau, die ihre hohe Bestimmung so wahr erfasst und so trefflich zu erfüllen gesucht!

Ursula Ferjan.

(XIX. Jahrh.)

Es wurde schon im ersten Theile die heldenmüthige Vertheidigung des Kirchenschazes von Inselwerth, im Welscher See, durch „die Weiber von Welses“ angedeutet; hier mögen die geschichtlichen Details ihren Platz finden.

In der Zeit der französischen Zwischenherrschaft in Syrien (1809--13) und zwar im letzten Jahre sollte nach dem französischen Verschleppungssystem auch das größte Kleinod des Landes, der Kirchenschaz des Wallfahrortes Inselwerth dem heimathlichen Boden entführt werden. In Raibach wurde dieser Beschluß der Intendanz von Syrien durch den „Telegraphe officiell“ bekannt gemacht und verbreitete sich eifends in die stille Gebirgsgegend. Da versammelten sich

die Männer der Gegend von Weldeß und richteten ein Gesuch, das ihnen ihr Maireadjunkt verfaßt hatte, an die Intendanz und baten um Aufhebung dieses Beschlages, der, würde er ausgeführt, das Volk in große Mißstimmung versetzen würde.

Die Schrift ging ab, nicht aber wollte das geschäftige Organ der französischen Regierung, der Domainen-Receveur von Radmannsdorf, länger mit der Ausführung des erhaltenen Auftrages zögern und erschien vor der Mairie in Nuriß, in Begleitung eines Silberarbeiters aus Raibach, um „einen Staatsstreich“ an dem Kirchengute auszuführen. Da hatten sich die Weiber inzwischen in großer Anzahl versammelt und stießen, als der Receveur das Schiff zur Ueberfahrt nach Inselwerth besteigen wollte, dasselbe so arg in den See, und spritzten dem Fährmann derart das Wasser in die Augen daß dieser das Schiff weder lenken, noch ans Land zurückführen konnte. Der Receveur, als er diesen Widerstand sah, und da die Wunschglocke von dem Kirchlein am See Sturm herüberläutete, ließ scheinbar ab, aber nur um von der andern Seite bei der Mühle eines armen Müllers überzufahren. Als aber die Abfahrt stattfinden sollte, da waren es wieder die Weiber, die in aller Stille die Schiffe weg und ans andere Ufer geschafft hatten. Der Receveur gerieth hierüber in Wuth, ließ den Maire-Adjunkten Anton Bototschnik, von dem er wußte, daß er in Gunst bei dem Volke war, und den er deshalb für den Urheber der ganzen Operation hielt, verhaften und zog dann mit 10 Mann Verstärkung (alle bewaffnet) auf den Weg gegen Seebach, um ein Schiff aufzutreiben. Es gelang ihm endlich ein solches herbeizuschaffen, doch war es nur klein und konnte nicht mehr als zwei Personen fassen; er bestieg es mit einem Forstknechte, um eine auf dem See treibende Blatte zu erhaschen, mittels welcher der ganze Zug hinüberschiffen sollte. Als aber das Schifflein vom Ufer abgestoßen war, da ertönte wieder die Sturmglocke, eine Menge Volkes schiffte schon entgegen und es erhob sich das Geschrei desselben so sehr, daß der Receveur beschloß, den Rückzug gegen das Schloß Weldeß zu nehmen, wohin der Forstmeister, die Genédarmen und die Forstknechte, die seine Verstärkung bildeten, zu seinem Schutze eilen wollten. Da sprang die Wadinhaberin (Buriovka) aus Schwalkendorf, Namens Ursula Berjan, die Leiterin des

Weiberaufstandes, ein großes starkes Weib, aus der Schaar der Bäuerinnen hervor, fiel dem Pferde des Forstmeisters in die Zügel, brach dabei durch die Kraft ihres Armes die Trense und ließ dasselbe nicht von der Stelle, ja drohte überdies, den Reiter herunter zu reißen. Dieser ergriff seine Pistole und drückte ab. Der Schuß fuhr in den Boden, nachdem das Kleid des wackern Weibes angesengt, aber sogleich gelöscht worden. Auf den Schuß raunten von allen Seiten die Bauern herbei, um ihren Weibern Hilfe zu leisten, allein der Maire und sein Adjunkt beschwichtigten das aufgeregte Volk. Der Receveur entzog sich unter Bedeckung des Forstmeisters und der Gensdarmen der Gefahr.

Vom Generalintendanten langte durch den Staatsraths-Auditor für Krain die vom 3. April 1813 datirte Weisung ein, daß mit dem Verkaufe des der Kirche gehörigen Silbergeräthes innegehalten, der Werth desselben abgeschätzt und dann die Uebergabe an die Bezirksinsassen gegen Erlag des baren Betrages, oder Ausstellung dreier Obligationen für die Zahlungstermine erfolgen solle. Letzteres geschah! *)

Schlussworte.

Blicken wir noch zum Schluß dieser Darstellung auf die letzten Blätter unserer heimathlichen Geschichte, so finden wir auch da Frauennamen verzeichnet, deren Trägerinnen sich im Gebiete der Kunst besonders hervorgethan; hierher zählen die Dichterinnen Nagy, Brettner und Toman (die als Turnogradska der slovenischen Muse pflegte) die slovenische Prosaisin Oblak, die Zeichnerin Hermanns-

*) Diesen Stoff hat L. Germonik zu einem Schauspiel „Die Weiber von Beltes“ bearbeitet, welches 1860 bei einem so außerordentlichen Zudrang des Publikums hier aufgeführt worden, wie er wohl selten dagewesen sein mag. G. hat auch die romantische Geschichte der schönen und unglücklichen „Veronika von Desseniz“, von der ich früher (XV. Jahrb.) gesprochen, dramatisch gestaltet und ein unverkennbares dramatisches Talent, unterstützt mit einem feinen Beobachtungsgeist und einer glänzenden Sprache, neuerlich beurlundet. Er arbeitet gegenwärtig an einem dritten vaterländischen Drama.

thal, des Dichters Gattin und der Vorgenannten Schwester, die Malerin Kössl, des berühmten Lippitsch Schwester, u. a. mehrere.

Auch von der aufopfernden Hilfe, die edle Frauen unseres Landes armen verstümmelten Kriegsbelden geleistet, weiß unsere jüngste Zeitgeschichte zu erzählen und sie hat zur Ehre derselben ihre Namen der Nachwelt verzeichnet. Kaum war die mörderische Schlacht von Solferino geschlagen, als Train auf Train die Opfer des heißen Kampfes durch Wunden und Sonnenbrand gleich erschöpft in den Perron unseres Bahnhofes brachte, da waren es die eingeborenen Damen: Baronin Antonie Cobelli und deren Schwester Baronesse Mathilde Schmidburg, Gräfin Therese von Auerberg, Baronin Viktoire von Mac-Neven, Fräulein Marie von Coppini, Schiffer, Schreyer, Michholzer, Schöppl, Tschik, Teray, Rudolf, neben den fremden: Gräfin Anna Chorinsky, Exzellenz, deren Töchter Comptessen Josefina und Sophie, Baronesse Böck, Gräfin Stubenberg, Oberstengattin Anna Dorninger, Anna Pefiak, geb. von Schmerling, Schaffer, Barta, Kalmann, Truxa, Rautner, Gisl und Ulrich, die alle vereint durch das Gefühl edler Menschlichkeit in rastlosem Eifer und durch den Aufwand materieller Mittel und persönlichen Zuthuns die augenblickliche schreckliche Lage unserer braven Soldaten zu mildern strebten. Der Dank Seiner Majestät unseres erhabenen Kaisers ward ihnen als schönster Lohn dafür zu Theil!

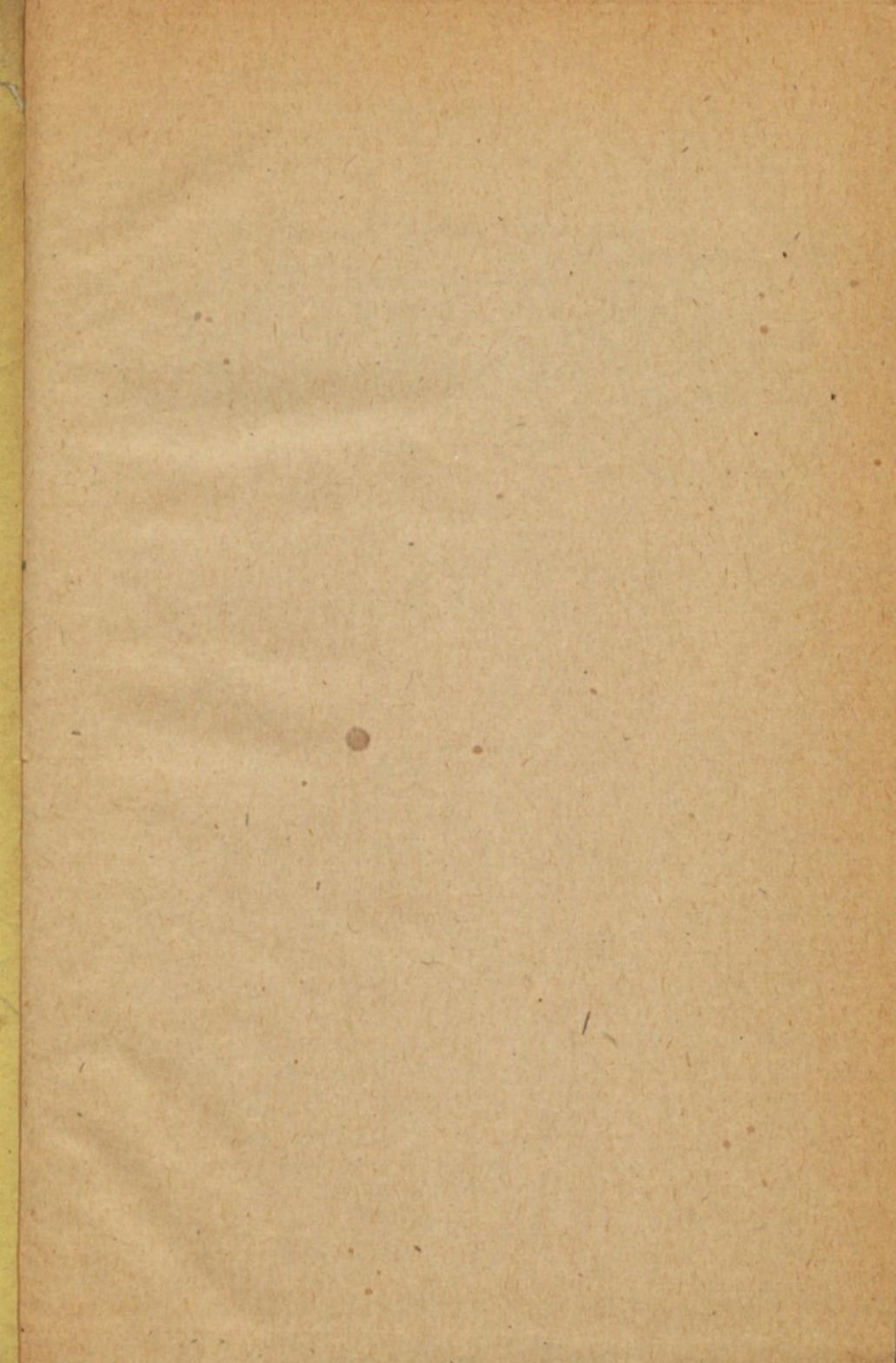
So hätten wir die Geschichte unserer Heimat, so weit sie den Frauen angehört, bis auf unsere Tage geführt und können, wenn wir einen Blick nach rückwärts thun, mit Befriedigung sagen, „die Frau ist die nährende und wärmende Flamme in der Geschichte“, und doch ist dieser unser Ausspruch nur das Ergebnis der Betrachtung aller jener Züge in der Geschichte unseres Volkes, die offen zu Tage liegen; um wie viel mehr müßten wir ihn bestätigt finden, wenn wir erst diejenigen Einflüsse schauen könnten, die hohe Frauengemüther die Zeiten her auf Leistungen und Thaten unserer Männer aller Jahrhunderte in veredelnder Weise geübt haben und von denen uns die Blätter der Geschichte nichts überliefern?!

Sa es scheitert die Allweisheit unserer Pergamente und Papiere, wenn wir erzählen sollen, von welcher Frau diesem oder jenem unserer großen Denker das Leben geworden, oder welche ihm die Anregung zu seinen Schöpfungen gab, welch' glühende Augen sich in die bewegte Brust dieses oder jenes unserer Dichter senkten und dessen unvergängliche Lieder hervorzuberten — und verdienten solche Frauen nicht auch, daß ihre Namen laut verkündet würden?! Doch deshalb weil wir sie nicht nennen können, ist ihr Verdienst noch nicht verloren — im Jenseits lebt es fort!



Laibach 1862.

Druck von Ignaz v. Kleinmayr und Fedor Bamberg.



Slovanska knjižnica

6K M

B 1980



66009551915

COBISS ©